

Kegehaupt II, 3629

+4085 709 01



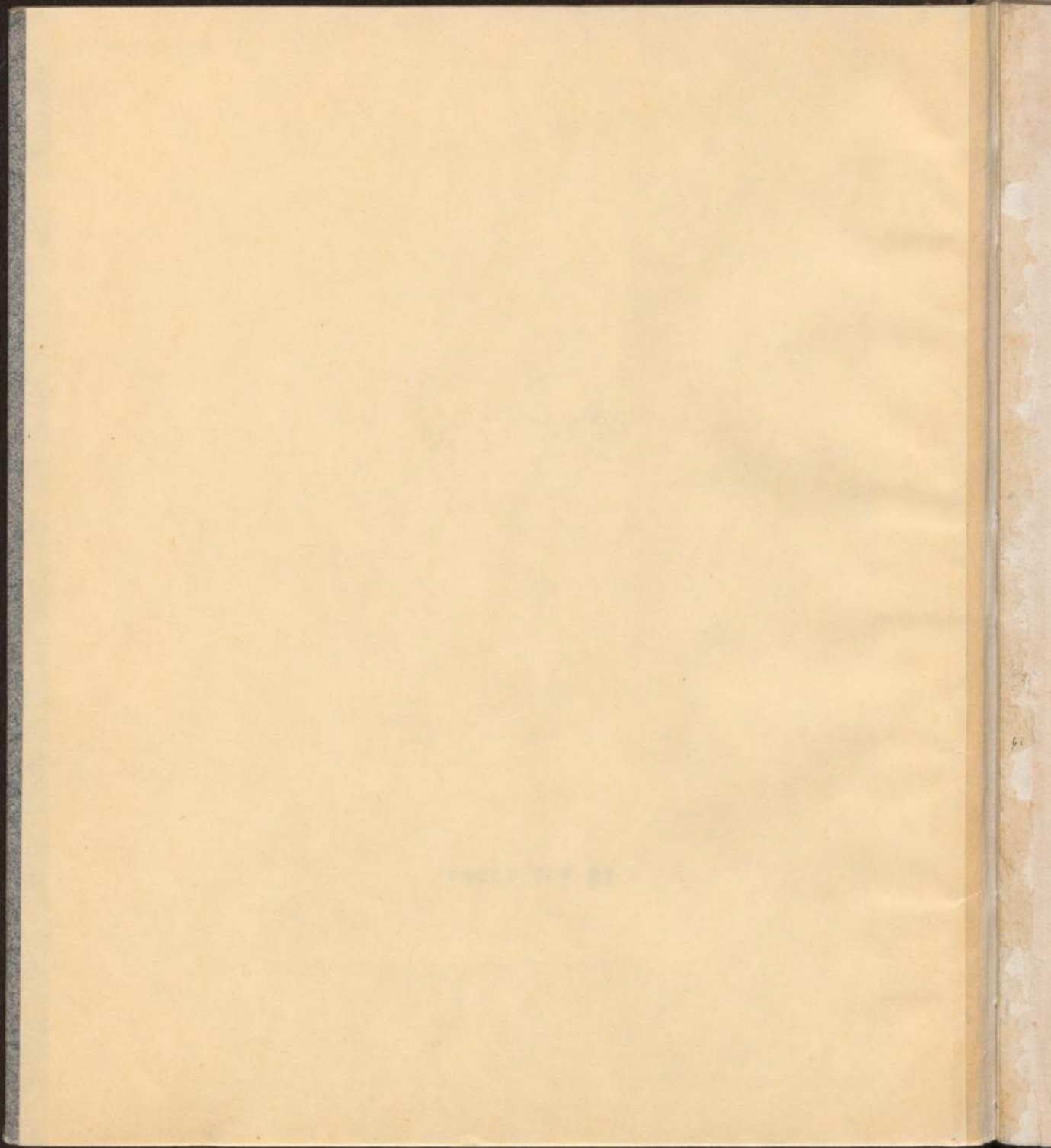
Hand der Kinderwelt

Erste Band der Kinderwelt

Die Kinderwelt

Die 12 ersten Bände

Verlag von J. Neumann, Neudamm





# Aus der Kinderwelt.

Ein

Bilderbuch für jüngere Kinder.

Von

Ottilie Wildermuth.

---

Mit 12 colorirten Bildern

von

Gustav Süß und Ferdinand Rothbarth.

---

Zweite um das doppelte vermehrte Auflage.

Stuttgart.

Verlag von Adolph Krabbe,

[1865]

D.L.A. 22623

250.

LANDES-  
UND STADT-  
BIBLIOTHEK  
DÜSSELDORF

59.9.277

Schnelldruck von Aug. Wörner, vorm. J. G. Sprandel, in Stuttgart.

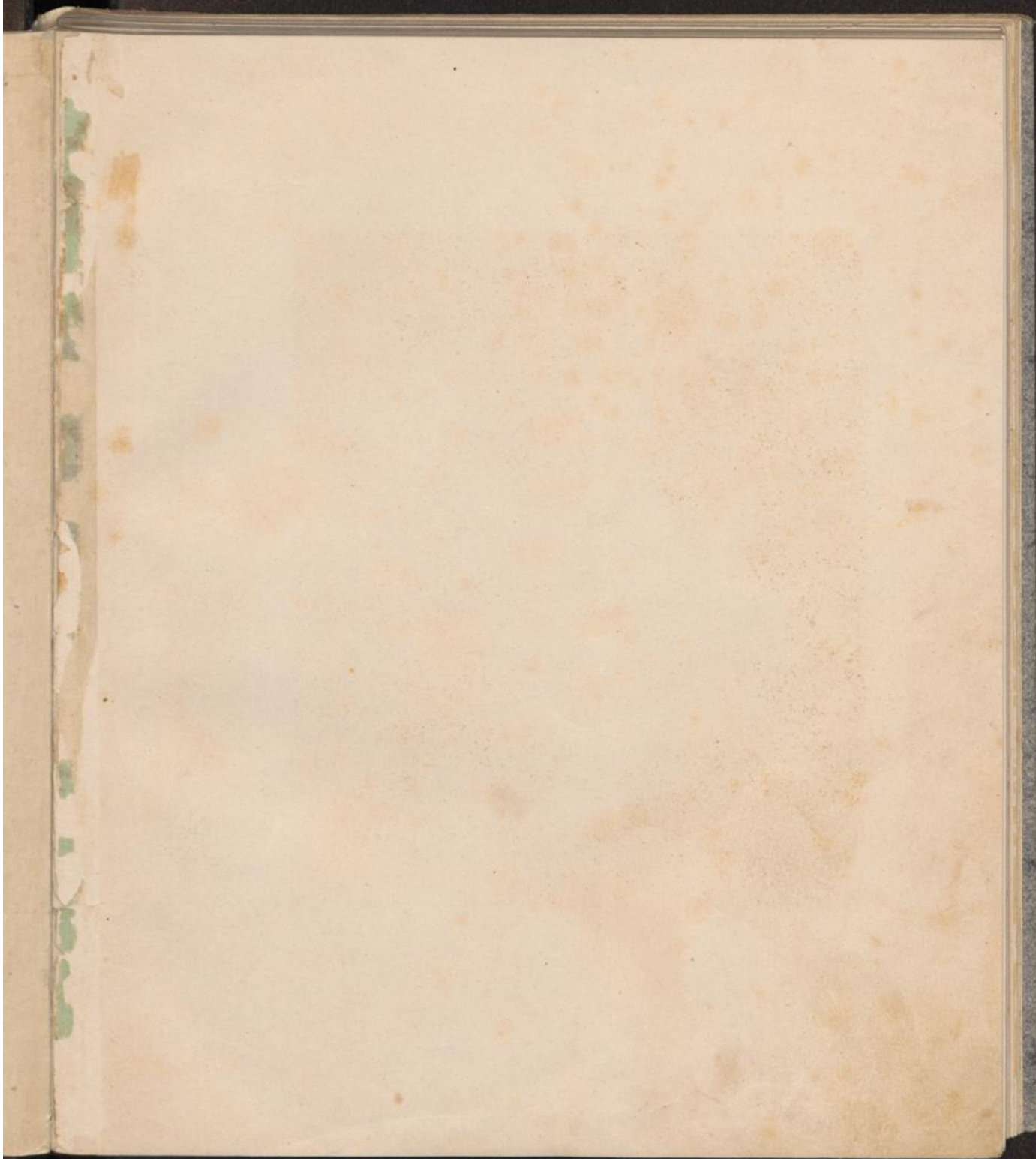


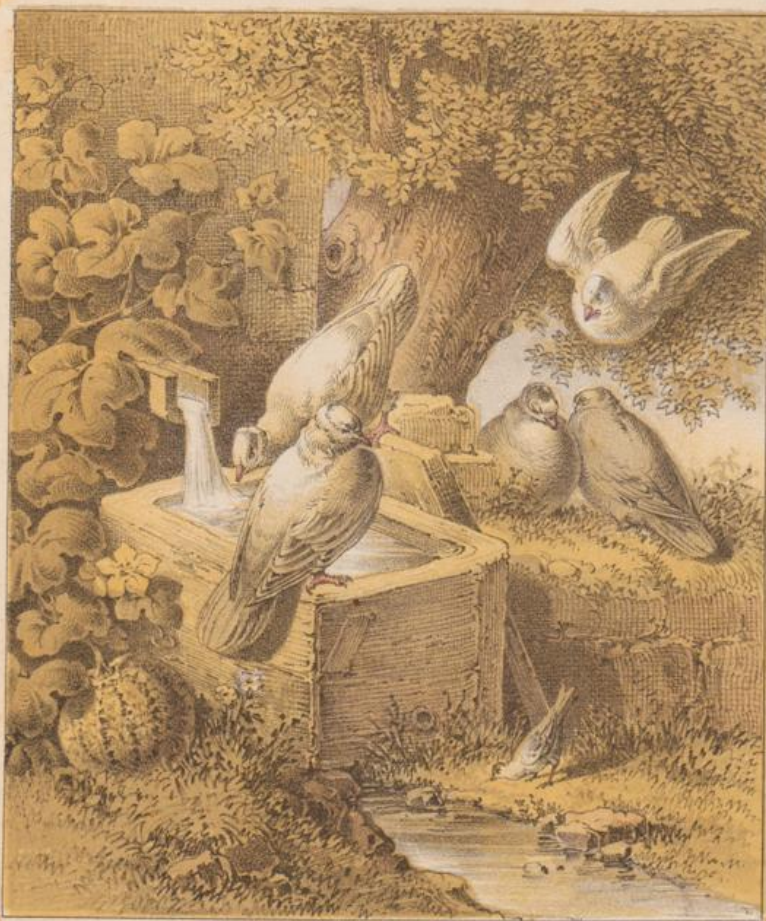
# Inhalt.

	Seite
<b>Täubchen am Brunnen.</b> Mit Bild . . . . .	1
<b>Ein Weihnachtsabend.</b> Mit Bild . . . . .	4
Klein Margaret . . . . .	4
Margarethen allein . . . . .	7
Gabriele . . . . .	9
Margaret verirrt wieder . . . . .	11
Gabrielens Christabend . . . . .	12
Das Schwesterlein . . . . .	15
<b>Seinen Kindern gibt es Gott schlafend.</b> Mit Bild . . . . .	17
<b>Das kluge schwarze Hähnchen.</b> Mit Bild . . . . .	21
<b>Heulpeterle.</b> (Ein Märchen). Mit Bild . . . . .	24
<b>Lieschen und Gretchen.</b> Mit Bild . . . . .	32
<b>Klapperstorch und Entlein.</b> Mit Bild . . . . .	36
<b>Ein Wintertag.</b> Mit Bild . . . . .	40
<b>Die Katzenfamilie.</b> Mit Bild . . . . .	45
<b>Unter der Brücke</b> . . . . .	49
Die Gäste im Graben . . . . .	49
Das neue Haus . . . . .	53
<b>Die Wunder des Waldes.</b> Mit Bild . . . . .	56
<b>Zwei Schwesterlein.</b> Mit 2 Bildern . . . . .	61
Die kleine Dienstmagd . . . . .	61
Der Stoffele . . . . .	63
Die Kirschenernte . . . . .	64
Der fremde Mann . . . . .	65

	Seite
Der Christbaum im Sommer . . . . .	67
Das alte Schloß . . . . .	67
Lady Helene . . . . .	69
Die Einladung . . . . .	69
Die Kinder im Schloß . . . . .	70
Die kranke Helene . . . . .	72
Der Christbaum im Sommer . . . . .	74







Lith. Anst. v. A. Gattermecht in Stuttgart.



## Täubchen am Brunnen.

Im Wald ist ein ganz stilles, heimliches Plätzchen, da fließt ein Brunnlein, dessen Wasser ist so frisch und so klar, wie sonst nirgends weit und breit. Niemand kennt das Brunnlein besser, als die Tauben vom nahen Hofe; wenn sie ihr Kröpflein gefüllt haben mit den Widen und Körnlein vom Feld, so fliegen sie immer noch dahin, um sich zu lezen. Auf dem steinernen Rand des Brunnens, auf dem Mauerlein daneben und in den Nesten des großen alten Baumes, der es beschattet, sitzen sie nachher traulich zusammen und plaudern. Ja gewiß, die Thierlein haben alle wohl auch ihre Sprache, aber gar wenige Menschen haben sie jemals verstehen lernen.

Die Tauben sind die vornehmsten Vögel, die an das Brunnlein kommen, sie halten nur wenig Gemeinschaft mit den wilden Waldvögeln, die hie und da auch herfliegen, nur mit den Bachstelzen, die an dem Bächlein nippen, das vom Brunnen ausfließt, sind sie recht gut Freund.

Es war ein stiller, heißer Sommernachmittag; zwei bläulich weiße Täubchen, das friedlichste Pärchen im ganzen Schlag, hatten schon getrunken und hielten auf dem Mauerlein gar zufrieden ihre Mittagsruhe. Eine blaue Taube, Gurli heißen sie die Kinder, sitzt traurig ganz allein am Brunnenrand; ein gar zierliches Taubenfräulein aber, ein ganz weißes, spaziert am Rande hin und trinkt hie und da ein Schlückchen, dann sieht sie wieder herum, ob nichts vom Hofe herfliege.

Kein Täubchen fragt Gurli, warum sie so allein ist, sie wissen alle, daß des Jägers leichtsinniger Bube ihr Männchen todgeschossen hat und daß die arme Taube seither so trübselig und verlassen sein muß; aber Pepi, die weiße Taube, die hat ja ihr Männchen, warum ist denn die allein da? Pepi erzählt's gleich der Auen: „Siehst du, ich habe mich versteckt; mein Männchen das will nicht haben, daß ich auf das Widenfeld fliege, wohin die Tauben vom andern Hof kommen, da haben wir den Morgen uns recht gezanft und gepickt, jetzt bin ich allein davon gestogen, er kann mich suchen, wo er will.“ Aber sieh, da fliegt das weiße Männchen der Pepi her, und sie wendet sich ab und putzt sich und streichelt sich und das Männchen steigt ihr nach und die eigensinnige Pepi dreht ihr Köpfchen nicht um.



„Das mußt du nicht thun,“ sagte die sanfte Gurli, „es ist so schön, wenn man sich lieb hat und im Frieden lebt. Wir haben's ja oft gesehen, wie garstig es ist, wenn die Kinder auf dem Hofe sich streiten und schlagen; da haben sie nun gestern das kleine Mädchen begraben, und das Bublein ist jetzt ganz allein und weint bitterlich und möchte so gern sein Schwesterlein wieder holen.“

Die Pepi hat sich umgewendet und setzt sich wieder freundlich und vertraulich neben das weiße Männchen, und das sagt: „Ja, sie weint immer bei Tage, bei Nacht aber sieht sie nach den Sternen, und ich habe gehört, daß die Menschenkinder dort hinauf kommen, wenn man sie hier begraben hat.“

„Ob wohl die Thierlein auch einen Himmel haben?“ seufzte Gurli.

„Ich weiß, ich weiß,“ piepte die kleine Nachtelze auf dem Boden. Die Tauben hörten wenig auf das Vögelein; Pepi und sein Weibchen, die nun wieder gut Freund waren, saßen auf einem Baum, die bläulich weißen schliefen fort, Gurli aber flog zur Nachtelze und fragte sie leise: „Was weißt denn du von dem Himmel der Thierlein?“ „Ich weiß nichts, aber ich kenne eine Nachtigall, die wohnt auf dem Kirchhof und die singt die ganze Nacht davon.“ „D führ' mich zu der Nachtigall,“ bat Gurli, „ich will sie selbst fragen,“ und das Vögelein hat ihr's versprochen.

Am Abend, als alle die Tauben in den Schlag flogen, blieb Gurli verborgen auf dem Baum, und wie's ganz dunkel wurde, da hüpfte ihr die Nachtelze voran bis auf den Kirchhof. Da saß die Nachtigall auf dem Rosenbusch, der auf eines Kindes Grabe stand und sang so süß und wunderbar von einem schönen Stern, auf den der Engel die guten Kinder führt, wenn sie gestorben sind, und wo auch die Thierlein sich des Lebens freuen dürfen in ungetrübtem Frieden. Die Taube aber setzte sich auf eine Trauerweide und klagte in ihrer Weise, wie sie so allein und verlassen sei. „Flieg mit mir!“ lockte die Nachtigall, und die Taube flog mit, hoch, hoch in den blauen Sternenhimmel hinein, hoch, hoch, so daß ihre Flügel sie kaum tragen wollten. Da flog ein Engel vorüber, der ein gutes Kind heim trug, und die müden Vögelein setzten sich auf seine Schwingen und flogen mit, weit, weit, und es ward tiefe Nacht und dann wieder lichter Tag, so licht und schön, wie sie auf der Erde noch keinen gesehen; da senkte sich der Engel nieder und legte das schlafende Kind in ein weiches Bett von Blumen, und Kinderengel in himmelblauen Kleidern mit Lilienzweigen in der Hand setzten sich zu Seiten des Bettleins, um das Kind zu begrüßen, wenn es aufgewacht; sie waren auf Erden seine Geschwister gewesen. Die Vögel schauten in eine blühende Au, wo viele Kinder in lustigem Spiel sich tummelten, aber sie sahen auch viel tausend Thierlein, die da fröhlich wie in einer Heimath sich bewegten. Furchtlos hüpfen die Vögel durch die Zweige und setzten sich auf die Hand der Kinder; silberweiße Schäfchen ruhten zu ihren Füßen; zwischen dem grünen Gezweige eines anmuthigen Waldes sah man Hirsche und Rehe in behaglicher Ruhe und friedlichem Spiel.

Fernab blickte man in schimmernde Gefilde voll wunderfamer Blumen und hoher Bäume. Da wandelten die seltsamen Thiere fremder Welttheile: gemächlich stieg der Elephant einher, auf dessen Rücken fröhlich neckende Knaben saßen; ein kleines Mädchen spielte mit der Mähne des ruhenden Löwen und schöne Kinder in buntpfarbigen Kleidern haschten in fröhlichem Lauf die fleckigen Antilopen.



Gurli aber hatte ihr Männchen gesehen, das saß im Schoße des lieblichen Mädchenengels, das sie erst kürzlich begraben, und grüßte sein Weibchen mit lieblichen Tönen, viel schöner, als aller Vogelfang hier unten.

„O wie schön ist's hier, wie schön, und da bist du!“ rief Gurli; aber der milde Silberglanz, der hier Alles umfloß, glänzte auch in der Taube bläulichem Gefieder; dagegen kam sich Gurli ganz trüb und traurig vor und wagte nur von fern, sich zu ihr zu setzen. Die Taube zeigte ihr freundlich alle die Herrlichkeit: „Siehst du, wo die guten Kinder ihren Himmel haben, da ist auch das Paradies der Thiere, wo wir leben und weben und uns freuen in ungestörter Lust. Die edlen Rosse, die von harten oder muthwilligen Menschen gequält werden, das müde, vielgeplagte Vieh, das drunten unter dem schweren Joche seufzt, die Knechtlein und Hirsche, die hier kein Blei der Jäger zu fürchten haben, und wir Vögelein alle dienen hier der Freude der Kinder ohne Furcht und Schen.“

„Darf ich nicht gleich bei dir im Paradiese bleiben?“ fragte Gurli traurig; „ich bin so allein da drunten.“ „Suche, wo du dienen kannst in Liebe,“ sagte das Männchen, „so wird die Zeit dir schnell verfliegen, bis du auf unsere schönen Fluren kommst. Auf der Erde da sitzt ein Mann im Kerker und sein Töchterlein weint um ihn und kann ihm keinen Gruß senden. Trage ihre Grüße hin und her, so bist du nicht vergeblich drunten, bis auch deine Zeit kommt.“

Früh am Morgen stand ein Mägdelein traurig am Fenster und dachte an den gefangenen Vater. Sie hat ihm ein Brieflein geschrieben, aber Niemand wollte es bestellen. Da sah sie das Täublein am Fenster und sagte wehmüthig: „Du allein, Täubchen, könntest den Weg finden durch die Gitter seines Kerkers.“ Und die Taube neigte ihr Köpfchen, als wollte sie sich anbieten zu dem freundlichen Dienst. Da schlang ihr das Mädchen das Brieflein um den Hals und trug sie bis zum Fuße des Berges, wo der gefangene Mann saß. Und das Täublein hat den Weg gefunden in seinen Kerker und hat sein müdes Herz fröhlich gemacht mit dem Gruße seines Kindes.

Gar manchmal ist das Täublein so hin und her geflogen, bis ein fröhlicher Tag kam, wo Vater und Kind wieder vereinigt wurden. Jetzt aber ist sie schon lange droben und freut sich mit ihren Gespielen auf dem schönen Kindersterne.



## Ein Weihnachtsabend.

### Klein Margret.

In einer großen Stadt, da war eine kleine enge Gasse und darin stand ein schmales hohes Haus. Unten in dem Haus war ein kleiner Kaufladen, fast wie ein Keller so trüb und feucht und in Glöcklein an der Thür, das schellte besonders Abends fast an einem fort.

In dem kleinen Laden war alles Mögliche zu haben: Zucker und Kaffee, Rauchtabak und Schnupftabak, Essig und Del, Käse und Seringe, auch Knöpfe, Nägel, Seife und Lichter, Butter und Eier und noch eine ganze Menge andrer Sachen; die Krämersfrau wußte selbst nicht, was sie Alles in ihrem Laden hatte. Viel Schönes aber war es gerade nicht, es kamen auch nur die armen Leute, die in der engen Gasse wohnten und holten das Allernöthigste was sie brauchten; in den Spalt an dem Ladentisch fielen fast nur Kupferkreuzer.

Der kleinen Margret, die immer bei der Mutter im Laden war und ihr schon ein wenig helfen durfte, der kam das doch recht viel Geld vor, und sie wußte nicht, warum die Mutter oft so betrübt war, wenn sie am Abend die kleine Schieblade herauszog, und das Geld darin zählte. Margret war noch klein, sie konnte kaum mit dem Kopf recht über den Ladentisch heraufsehen, aber sie reute sich sehr, wenn sie etwas herbeibringen durfte für die Leute, die kauften, und sie trippelte gar geschäftig hin und her der Mutter zu helfen.

Neben dem Laden war noch ein Stübchen, klein und trübselig wie der Laden selbst, darin stand das kleine Bettchen, in dem Margret schlief, und hinter einem grünen Vorhang die Betten der Eltern. In einem davon lag schon viel Monate lang der franke Vater, und es sah aus, als werde er wohl nicht wieder gesund werden. Der Vater war einmal Diener und Gehilfe bei einem reichen Kaufmann gewesen, dort war ihm beim Abladen von einem Wagen ein Fäßchen auf die Brust gefallen und either war er nicht wieder gesund worden. Da er nicht mehr Dienste leisten konnte, so hatte ihm der Kaufmann geholfen, daß er den kleinen Laden miethen konnte; er hatte nicht lange selbst darin verkaufen können, seit zwei Jahren schon mußte die Mutter alles allein thun.



Die kleine Margret trippelte dann wohl oft zu ihm hinein und brachte ihm Wasser, oder etwas Zucker, wenn sein Husten so schlimm wurde; sie saß auch manchmal an seinem Bett und er erzählte ihr mit seiner schwachen Stimme, aber es wurde ihr etwas bang in der dunkeln Stube, und sie wollte lieber wieder heraus in den Laden. „Weißt du, Vater,“ versicherte sie ganz ernsthaft, „die Mutter hat so arg viel zu schaffen, da muß ich ihr helfen, sie wird sonst gar nicht fertig.“

„Armes Kind!“ seufzte der Vater für sich.

„Wir sind nicht arm, wir haben viel, viel Kreuzer,“ tröstete ihn Margretchen, „in dem Loch im Tisch draußen.“

Heute war ein gar geschäftiger Tag im Laden, die Mutter hatte noch wenig Zeit gehabt, nach dem kranken Vater zu sehen oder nach der kleinen Margret; die trippelte heut besonders emsig hin und her, und so oft jemand aus dem Laden ging, lief sie nach bis unter die Thür und schaute hinaus; draußen aber wehte ein scharfer, kalter Wind und Margretchen kam ganz erfroren mit einer rothen Nasenspitze wieder herein.

„Aber, Kind, so bleib' doch im Laden!“ rief die Mutter, „du erfrierst ja draußen.“ „O Mutterchen,“ sagte die Kleine, „heut ist's Christabend! und Nachbars Röschen hat mir gesagt, daß jetzt das Christkind durch die Straßen geht in einem silbernen Kleidchen mit goldnen Flügelein, und neben ihm geht das Palmeselein, das hat auch silberne Körbchen anhängen, darin sind schöne Sachen für liebe Kinder. Und, Mutterchen, alle Fenster werden goldig hell von vielen Lichtern, o laß mich nur hinaus und ein Bischen sehen! draußen ist's noch nicht so dunkel wie im Laden.“

Die Mutter zündete die dünne Lampe an und legte freundlich ihre Hand auf Margrets Köpfchen. „Bleib nur bei mir Kind,“ sagte sie, „draußen ist's so kalt und du würdest verloren gehn auf der dunklen Straße. Wenn du fein artig bist, so kommt das Christkind vielleicht auch zu dir, jetzt hilf mir nur, da sitz auf deinen Schemel; sieh, da hast du ein Körbchen mit lauter Büschelein von kleinen Lichtern: das sind Christtagslichtchen, die verkauft man nicht. Jedem Kind, das etwas kauft, darfst du so ein Büschelein schenken.“

Das war nun eine Freude für Margretchen! Es kamen viel Kinder, fast lauter elend und ärmlich gekleidete, die alle wenig vom Christabend wußten. Eins holte um einen Kreuzer Schnupftabak für seinen Vater, oder ein wenig Del in die Lampe, ein Andres ein Loth Kaffee und Zucker, für ein paar Kreuzer Butter oder Schmalz; wie sprang da die Kleine, um Jedem sein Päckchen Lichtchen zu geben und lachte vor lauter Vergnügen, wenn die Kinder sich so freuten über die schönen Lichtlein. Margretchen war auch dürstig gekleidet, doch reinlich und sorgfältig, die Mutter hatte ihr Schürzchen noch zierlich mit alten Bändern aufgezupft: so kam sie den ärmlichen, zerlumpten Kindern wie ein kleines Fräulein vor.

So lang Margret Lichter vertheilte und die Mutter emsig Kunden bediente, war der kranke Vater in dem kleinen Ladenstübchen auch geschäftig gewesen. Die Mutter hatte ihm ein Tischchen vor's Bett gerückt, da hatte er allerlei zu rüsten, was Margretchen nicht sehen durfte; man hatte



deshalb die grünen Vorhänge an dem Fensterlein zugezogen, das in den Laden ging. Die Kleine hatte aber auch in lauterem Eifer mit ihren Christtagslichtchen ganz vergessen, daß sie hatte hinaus wollen und das Christkind sehen und die hellen Fenster; es war ihr nur bang, ob ihre Lichtlein auch reichen würden für alle Kinder; sie hatte jetzt nur noch ein Päckchen schöne rothe im Körbchen, das Ladenglöcklein schellte aber auch immer feltner. Noch ein zerlumpter Knabe kam mit einem kleineren Mädchen und holte etwas Brennöl. „Kriegst du auch einen Christtag daheim?“ fragte Margretchen. „Net,“ sagte der und schüttelte traurig den Kopf; „meine Mutter hat nichts und mein Vater trinkt Brantwein.“

„Da sieh, ich will dir die Lichtlein schenken,“ sagte Margretchen wichtig.

„Was thut man mit?“ fragte der Knabe, noch trüßig.

„Sieh, da hast du ein wenig weichen Lehm,“ sagte die Mutter, „da kannst du sie aufleben und anzünden, mußt nur hübsch Achtung geben damit;“ und sie zündete ihm eins der dünnen Lichtchen an.

„Und ich hab eigne Lichtlein und kann selber hell machen in unsrer Stube!“ rief jetzt der Bube auf einmal im höchsten Jubel, „heideldumdei!“ und er machte einen Satz fast bis an die Decke, daß Margretchen hell auflachte vor Freude. Dem kleinen Mädchen schenkte die Mutter noch ein Stückchen Zuckerkandis, der Bub hätte fast in der Freude sein Del vergessen. „Komm nur Kätterle,“ rief er eilig und nahm das Schwesterchen auf den Arm, „jetzt wird's schön daheim! Lichtlein haben wir!“ und Margretchen sah ihnen vergnügt nach.

Im Laden war's jetzt still, drinnen aber rief der Vater: „komm herein, Margret!“ Da schaute die Kleine hoch auf wie die Thür aufgieng, da drinnen war es so hell, so schön! und auf dem Tisch stand ein Bäumchen mit viel Lichtchen und darunter eine Puppe in einem rothen Kleidchen, die hatte die Mutter gemacht, tief in der Nacht, wenn Margret fest schlief und der Mutter fast die Augen zugefallen waren vor Schlaf. Es waren auch ein paar kleine Schüsseln und Töpfchen dabei, darin war Zucker und Rosinen, daß sie kochen konnte, und ein Schäfchen, das der Vater selbst aus Lehm und Baumwolle gemacht, und mit Stückchen von Goldpapier verziert hatte; es spergte freilich seine geraden Füße, die aus Schwefelhölzern bestanden, seltsam aneinander, aber der Kleinen gefiel es doch gar zu wohl.

Voriges Jahr, da war der Vater so schwer krank gelegen, daß man keinen Baum hatte anzünden können, so war's, als ob Margretchen zum erstenmal im Leben einen Christbaum sähe und sie schlug in die Händchen und hüpfte vor Freuden und wagte noch gar nicht die schöne Puppe, die so vornehm ausfah, als ihr eigen zu betrachten; sie hatte seither nur eine hölzerne gehabt, die früher an einem Butterfaß gerührt hatte und jetzt nur noch die leeren Arme ausstreckte und nicht nur ihr Butterfaß, sondern später auch den Kopf verloren hatte.

Als der erste Jubel der Kleinen vorüber war und die Lichtlein so allmählich herunter brannten, da setzte sie die Mutter auf den Stuhl neben des Vaters Bett und der Vater erzählte ihr die alte,



schöne Geschichte vom lieben Heiland, wie er in der ersten Weihnacht zur Welt gekommen und als ein armes kleines Kindlein in einem Stalle gelegen sei, und wie er nun in aller Herrlichkeit und Seligkeit des Himmels noch an alle Kinder denke auf der weiten Welt, wie man ihnen den Christbaum anzünde, als ein Zeichen, wie ihnen droben im Himmel einmal noch viel, viel größere Herrlichkeit und Lieblichkeit bereitet sei beim lieben Gott, wenn sie ein fromm und folgsam Herzlein bewahren. Als die Lichtlein erloschen waren und die Mutter Margret sie in ihr Bettlein gelegt, da betete sie noch mit ihr das schöne Lied: „Hallelujah, denn uns ist heut ein göttlich Kind geboren,“ das Kind war müde vor lauter Freude, kaum konnte sie noch den Schluß sagen:

Liebster Heiland Jesus Christ,  
Der Du unser Bruder bist,  
Dir sei Lob, Preis und Ehre!

so schlief sie schon ein.

Auch die arme Mutter war gar schwach und müde, sie konnte kaum noch dem Kranken sein Tränklein bereiten für die Nacht und ins Bett kommen; sie schlief schwer und unruhig. Der Vater konnte nicht schlafen, sein Husten plagte ihn so, er faltete seine magern Hände und betete leise, der liebe Gott wolle sich seines Kindes annehmen, wenn es vielleicht bald allein sein sollte auf der Welt.

### Margretchen allein.

Nicht lange mehr hatte Margretchen der Mutter helfen können im Laden, und es war das legtemal, daß sie Lichtlein vertheilen durfte am Christabend.

Bald nach Neujahr war der Vater immer schwächer geworden, und am Tage, wo man ihn begrub, konnte die Mutter nicht mehr vom Bett aufstehen, die Leute sagten: es sei ein Zehrfieber, das habe sie von ihrem kranken Mann geerbt. Der Laden hatte ihnen nicht eigen gehört; da zogen fremde Leute herein und die kranke Frau mit dem Kind wurde in ein Kämmerchen oben im Hause gebracht. Da saß denn das kleine Mädchen bei der kranken Mutter viel Wochen lang; die armen Leute, die im Haus und in der Nachbarschaft wohnten, brachten ihr eine Suppe, etwas Milch oder Kaffee; und am Ende bekam die Kranke noch heftiges Fieber und kannte nicht einmal ihr eigenes Kind mehr. An einem Morgen, es war im Herbst gewesen, lag sie bleich und still, so wie der Vater an dem Tag gelegen war, als sie ihn in den Sarg gelegt hatten.

Der Armenarzt, der hie und da die kranke Frau besucht hatte, kam am Morgen; ein ganz schmales Streifchen Sonnenlicht fiel oben durch das kleine Fenster auf das blasse Mägdlein, das auf dem Schemel neben dem Bette saß.

„Was ist's, Kind? Deine Mutter ist ja todt?“ sagte der Doktor.

„Die Engeln werden sie heut Nacht geholt haben,“ sagte Margretchen ruhig, „zum lieben Vater, aber ich weiß nicht, warum mich der liebe Gott nicht auch hat holen lassen, ich bin ja so



allein.“ Und jetzt erst fing das Kind bitterlich zu weinen an. Die Wäscherin im Nebenhaus wollte sie mitnehmen, das Kind aber wollte nicht fort von der todtten Mutter, es blieb auf dem Schemel sitzen, bis man die Leiche in den Sarg legte und hinaus trug. Frau Bendel, die Wäscherin, zog der Kleinen ein schwarzes Tüchlein und eine schwarze Schürze an, die ihr mitleidige Leute für sie geschenkt hatten, und nahm sie an der Hand, daß sie mit ihr den Sarg auf den Friedhof begleiten durfte.

Es war dem Kind gewesen wie ein Traum, als man nun auch ihre liebe Mutter hinuntergesenkt hatte unter die schwarze Erde; sie konnte es nicht recht fassen, aber sie war jetzt nicht so traurig wie vorher am Bett der todtten Mutter, denn es war noch so schön grün, die Sonne schien hell und warm und ein spätes Vöglein zwitscherte noch auf einem Apfelbaum; Margretchen war gar lange nicht mehr draußen gewesen.

Es fiel ihr ein, wie die Mutter ihr einmal gesagt hatte als sie schon krank lag: „wenn ich auch von dir fort muß, so will ich den lieben Gott recht bitten, daß er für dich sorgt,“ und sie konnte nicht so weinen wie die wenigen armen Weiber, die mit gegangen waren und die so mitleidig auf das arme Kind blickten, sie dachte: ‚Die Mutter ist jetzt beim lieben Gott, die wird's ihm schon sagen, vielleicht holt er mich auch bald.‘ Margretchen wußte noch nicht, was Sterben ist.

Margretchens Eltern waren sehr arm gestorben; was noch da war, hatte nicht gereicht, um den schulbigen Pachtzins für den Laden zu zahlen. Sie hatten gar keine Verwandte, und auch der Kaufmann, bei dem früher der Vater gedient, lebte nicht mehr. Man wollte das Kind in's Armenhaus bringen; Frau Bendel, die Wäscherin, sagte aber, es wäre doch Schade, dort seien die Kinder gar roh und ungezogen, sie wolle das Kind behalten gegen ein kleines Kostgeld. Man ließ es gerne bei ihr, weil sie für eine brave Frau galt.

Die Wäscherin plagte auch Margret nicht. Wenn sie daheim war, so wusch sie das Kind sauber und kämte sein Härchen, sie schnitt es ihm immer kurz ab, weil sie nicht Zeit hatte, ihm Zöpfchen zu flechten, und zog sie ordentlich an. Aber sie war gar selten daheim, fast jeden Tag mußte sie fort zum Waschen; sie ging dann schon früh vor Tag, wenn Margrete noch lange schlief, dann mußte das Kind sehen, wie es allein aus dem Bett und in seine Kleider kam. Auf den Herd im Hausflur hatte die Wäscherin ein Töpfchen Milch gestellt und ein Stück Brod dazu gelegt, davon konnte sie essen und trinken, aber oft wurde sie doch nicht satt und konnte Abends nicht schlafen vor Hunger, bis Frau Bendel heimkam. Sie brachte dann fast immer noch Essen mit, das sie der Kleinen wärmte, eh sie einschlief und sagte: „wart' nur, wenn du groß bist, dann darfst du mit fort in's Waschen, da kriegst dann gutes warmes Essen.“ So gar erstaunlich freute sich die Kleine aber nicht auf die Zeit, wo sie selbst mit waschen dürfe; sie hatte einmal Frau Bendel in einer Waschküche besucht, da war's dunkel und feucht gewesen vom Waschdampf, ihre kleinen Füße waren naß geworden von der Brühe, die auf dem Boden lief; die Körbe mit schmutziger Wäsche und der große Zuber mit Seifenschaum hatten ihr nicht besonders gefallen, sie hatte sich verwundert,



daß die Waschweiber so vergnügt zusammenplauderten und war froh gewesen, als sie wieder heraus kam.

So lang das Wetter im Herbst noch nicht kalt war, durfte Margret, wenn sie allein war, auf die Straße heraus, auch wenn Frau Bendel fort war. Die armen Leute in der Nachbarschaft hatten Mitleiden mit dem verwaisten Kind, sie bekam da und dort einen Apfel oder ein Stück Brod und spielte oft mit den andern Kindern; doch waren die meist sehr zerlumpt, so daß sie nicht gern zu viel mit ihnen sein mochte; die selige Mutter hatte sie immer so säuberlich gehalten.

### Gabriele.

Margretchen war fast noch gar nie über die enge Gasse hinausgekommen, in der die Eltern gelebt und wo jetzt auch Frau Bendel wohnte. Nur ein klein wenig konnte sie sich's noch denken, wie sie einmal mit Vater und Mutter einen Spaziergang gemacht hatte weit hinaus, wo grüne Wiesen waren und gelbe Blümchen darauf, von denen sie einen ganzen Strauß hatte selbst pflücken dürfen. „Gehen wir nicht auch ein einzigesmal auf eine so schöne Wiese?“ hatte sie ein paarmal Frau Bendel gefragt. „O Mäde, da ist's grausig weit!“ hatte die gesagt; „auf den Sommer einmal, am Sonntag, jetzt hab' ich keine Zeit, hab' zu viel zu flicken, wenn ich daheim bin.“ Nun schien einmal Nachmittags die Sonne so gar schön warm und die Kleine saß allein auf der Bank vor dem Hause. Da gelüftete sie's, sie möchte doch wohl sehen, wie's draußen sei; so ging sie denn die Gasse hinunter, in eine andere Gasse, da war's nicht viel schöner, weiter, immer weiter, es wurde ihr fast bang unter den fremden, hohen Häusern: „Wo geht's denn hinaus?“ fragte sie endlich einen Mann. „Wo 'naus?“ fragte der. „Ach, wo die Wiese ist!“ sagte Margretchen. „Schafft deine Mutter vielleicht draußen in den Gärten?“ sagte der Mann, der nicht recht wußte, was das Kind wollte; „da, geh nur gerade die Gasse hinunter, so kommst du hinaus, finden wirst sie schon.“

Auf die Wiese kam nun Margret nicht, aber in die Vorstadt, wo auf einer Seite neue, freundliche Häuser standen, und auf der andern schöne Gärten, — es kam dem Kind ganz wunderbarlich vor und wurde ihm fast schwindlich in der Helle, da sie nur die trübe Gasse gewöhnt war. Auf einmal blieb sie ganz verwundert stehen vor einem Haus, das ganz besonders schön und freundlich in einem Garten stand, so schön hatte Margretchen doch in ihrem Leben nichts gesehen! Ein niedriger schwarzer Zaun schloß den Garten gegen die Straße ab, frische grüne Rasenplätze waren auf beiden Seiten und Blumenstücke mit prachtvollen Georginen und schönen brennendrothem Geranium dazwischen, ein Springbrunnen stieg mit einem dünnen silbernen Strahl in die Höhe und nah am Haus da waren noch die aller schönsten Blumenstücke.

Das Haus war wie ein Schweizerhaus gebaut mit einem Balkon und zierlich geschmücktem Dach; vor dem Haus zwischen den Blumen stand ein Tischchen, und darauf allerlei gute Sachen; auf einem Rohrstuhl saß eine schöne Frau, und daneben in einem weichen Lehnstuhle, mit rothem Sammt gepolstert, ein kleines Mädchen, nicht viel größer als Margret, mit einem schneeweißen, zarten



Gesichtchen, das ganz durchsichtig aus einem feinen Spitzenhäubchen mit rosa Schleifen blickte. Margretchen stand und blickte wie im Traum, es kam ihr das alles zusammen so ganz wunderbar und schön vor; so schön, dachte sie, werde es vielleicht im Himmel, sein wo jetzt die selige Mutter sei und der Vater. Das fremde Mädchen selbst, wie es so zart und blaß dalag, erschien ihr fast wie ein Engel. „Liebe Frau, Gabriele soll jetzt in's Haus, es wird kühl!“ rief es vom Hause.

Gabriele! ach was war das ein schöner Name! Margretchen stand noch immer und konnte sich nicht satt sehen, bis eine Magd kam, die das kranke Mädchen sorgfältig in die Arme nahm und in's Haus trug.

Weil oft Leute stehen blieben vor dem schönen Haus und Garten, so hatte die Dame und die kleine Kranke nicht auf das Kind geachtet; ein vorübergehender Polizeidiener aber, der vorher schon verbrießlich war, klopfte sie unsanft auf die Achsel und sagte: „nun, was siehst du da und hast Maulaffen feil? Herr Soden kann's nicht leiden, wenn man so hinein glockt.“

„Wir haben gar nichts mehr feil,“ sagte Margret treuherzig; „die Mutter ist ja todt, und Maulaffen haben wir gar nicht im Laden gehabt, nur Maultrommeln, aber sie haben nicht geschmurt, sie sind rostig worden.“ Margretchen hatte schon recht gut Bescheid im Laden gewußt.

Der Polizeidiener mußte lachen, da er sah, daß es dem Kinde ernst war. „Run, geh nur heim,“ sagte er, „da drinnen siehst auch nicht mehr viel, es wird bald dunkel.“ Da wurde es Margretchen doch ein wenig bang, es wollte ganz geschwind wieder zurücklaufen, gerade durch die Gasse, durch die es gekommen war. Ja, das ging nicht so leicht! sie lief durch allerlei Gassen und Gäßchen und meinte immer, jetzt müsse sie an die rechte kommen, wo an der Ecke der Bäckerladen war, aber, — es kamen immer wieder Bäckerläden, nur der rechte nicht; es wurde dunkel, die Lichter brannten, dem Margretchen wurde es immer länger, sie hatte nicht den Muth, die Leute zu fragen, sie liefen alle so schnell, endlich fing das Kind an bitterlich zu weinen.

Da kam wieder ein Polizeidiener, es war gerade derselbe, der sie heut von dem schönen Garten weggetrieben hatte. „So, du bist's, kleine Maultrommel, na was schreiest du denn, willst heim?“

„Ja,“ meinte Margretchen, „aber ich weiß nicht wo.“ „Wem gehörst denn?“ „Ich gehör' niemand,“ schluchzte sie wieder; „die Mutter ist gestorben und der Vater vorher; ich bin nur bei der Bendlin.“ Nun, das war gut, daß sie doch den Namen wußte, der Polizeidiener brachte bald heraus, daß die Bendlin eine Wäscherin sei und führte die Kleine zurück.

Es war indeß ganz Nacht geworden; Frau Bendel war schon von der Wäsche zurück und hatte das Kind gesucht, sie wurde gewaltig böse. „Na, meinetwegen will ich dir diesmal keine Schläge geben,“ sagte sie als Margretchen gar so bitterlich weinte; „aber nun schließ ich dich brav ein, wenn ich fort gehe, so kannst mir nicht mehr weglassen.“

So wurde denn von nun an Margretchen immer eingeschlossen, wenn Frau Bendel in die Wäsche ging, und das war fast alle Tage. Das war nun gar trübselig für das arme Kind; wenn sie auch an's Fenster stand, so sah sie nichts; es ging in einen Hof, da krazten ein paar Hühner,



und wenn die Nachbarin ihr großes Schwein heraus ließ, so war's schon eine Art von Vergnügen.

Da dachte sie oft und viel an die lieben Eltern; es kam ihr ein ganz lustiges Leben vor, das sie in dem kleinen Laden geführt hatte, wo so viel Leute gekommen waren. Sie dachte an den Vater, der immer so gut gegen sie gewesen war, an Vater und Mutter im Himmel beim lieben Gott. Oft und oft dachte sie auch an das schöne Haus und den Garten voll Blumen, an das liebliche bleiche Mädchen in dem hellen Kleide, das dort gefessen; nur Einmal, nur ein einziges Mal hätte sie es gern wieder gesehen!

### Margret verirrt wieder.

„Darf ich heut Abend nicht ein Bißchen hinaus?“ hatte Margretchen schüchtern gefragt, als Frau Bendel diesen Morgen fortgegangen war. Nicht zu einer großen Wäsche diesmal, es war ja heute Christabend; nur waschen und putzen sollte sie in einem vornehmen Haus.

„Warum nicht?“ sagte die alte Frau, die selbst Mitleid hatte mit dem verlassenen Kind. „Ich komme heut Abend wohl nicht so spät heim, will dir auch einen Pfefferkuchen mitbringen; mit Bäumen und Lichtern kann ich mich nicht einlassen; wenn'd nur etwas Gut's zu essen hast, so ist's Christtag genug für dich.“

So war dem Margretchen wieder allein gewesen den ganzen langen, langen Tag. Leise, leise fielen Schneeflocken fort und fort, alles war weiß zugedeckt, auch der garstige schmutzige Hof, in den sie hinunter sah, bis es dunkel wurde.

Es war dem armen Kind ganz unbeschreiblich betrübt um's Herz. Sie mußte so viel an den Weihnachtsabend denken, wo sie hatte Christtagslichtchen austheilen dürfen und wo der Vater ihr das schöne Bäumchen angezündet. O, wie hatte sie das Heimweh nach den lieben Eltern! Einmal rief sie laut: „Mutter!“ aber dann fürchtete sie sich und war wieder ganz still.

Es war schon lange dunkel im Stübchen und Frau Bendel kam immer nicht; sie konnte nichts dafür, es gab so gar viel zu schaffen in dem vornehmen Haus. Seit Margret eingeschlossen war, hatte sie sich immer gleich ins Bett gelegt, wenn es dunkel wurde; es war noch ihr altes Bettchen von daheim, mit gutem weichem Kissen und warmer Decke, wie es die Mutter gemacht; aber heute, da konnte sie nicht zu Bett; es war Christabend. Nur ein klein wenig hätte sie sehen mögen von all der Herrlichkeit draußen! sie hatte es ja noch gar nie gesehen, nur davon erzählen hören, aber sie dachte sich's gar zu schön, die hellen Fenster und glänzenden Christbäume.

In der armen Straße, wo die Wäscherin wohnte, war gerade nicht viel von Weihnachtsjubel zu hören und zu sehen, doch dachte Margretchen, wenn sie auch nur ein klein wenig vor die Hausthür könnte, so müßte sie doch etwas sehen. Sie ging an die Stubenthür, sie hatte das lang nicht mehr probirt, sie war ja immer verschlossen; heut aber war sie offen! Hatte das die Wäscherin absichtlich gethan, weil's Christabend war? Die Kleine schlüpfte hinaus, ein kalter Wind und Schnee-



Stöcken wehten ihr entgegen; gegen Abend wurde ihre Stube auch kalt, aber da draußen war's doch noch kälter; Margretchen fühlte es nicht; es war gar zu schön, auch einmal wieder frei auf der Gasse laufen zu können. Es war noch nicht so dunkel wie in der Stube, Weihnachtslichter sah sie aber nirgends brennen. Sie wollte nicht wieder so weit verlaufen, ja nicht, nur noch ein Bißchen weiter in eine größere Straße: da sah sie wirklich auch ein helles Fenster, aber es war hoch oben, sie konnte es kaum sehen.

Die Straße war fast leer, die Kleine fror in ihrem dünnen Kleidchen, sie lief weiter und weiter; sie wußte nicht mehr recht, ob sie heimwärts gehe oder weiter fort, — es fiel ihr eine Geschichte ein, die ihr der Vater einmal erzählt, von einem armen, verlassnen Kind, das allein, ganz allein durch eine fremde Stadt gegangen und das niemand in ein Haus gerufen habe, bis ein Engel gekommen; der habe dem Kind die vielen, vielen funkelnden Sterne gezeigt droben am Himmel, heller und schöner, als der schönste Christbaum; der Engel aber sei das heilige Christkind selbst gewesen, und habe das fremde Kind mit hinauf getragen in Himmel.

„O lieber Heiland, hol' mich lieber auch,“ weinte Margretchen, aber ganz leise; sie hatte Angst, es könnte sie wieder ein Polizeidiener zurückführen, und jetzt erst fiel ihr ein, daß Frau Bendel ihr gedroht hatte, wenn sie wieder fortlaufe, so bekomme sie Schläge.

Am Himmel war kein Stern zu sehen, nur Schnee rieselte herunter, leise, leise; niemand gab Acht auf das arme, verlausene Kind, niemand hörte sein stilles Weinen, wie es, ängstlich und bang weiter lief, fort und fort, in die kalte Nacht hinaus.

Niemand? — Der Heiland im Himmel, der selbst einst als ein armes Kindlein auf der Erde gewandelt, der sieht herab, auch wenn der ganze Himmel mit grauen Wolken bedeckt ist, und der hat noch Keines verlassen und vergessen.

### Gabrielens Christabend.

In dem schönen Hause in der Vorstadt, wo der reiche Kaufmann Soden wohnte, da war's an diesem Abend nicht so dunkel, wie in der Stube der Wäscherin. Aber still war's doch auch; man hörte nicht ungeduldige Kinder in fröhlicher Erwartung herumtrippeln, zusammen plaudern und hie und da an die wunderbare Thüre kommen, hinter der das Christkind seine Gaben bereitet, — nichts von alle dem; es war nur Ein Kind in dem großen, schönen Hause, die kleine Gabriele, und die war krank und machte nicht viel Lärm.

Das schöne Haus war eigentlich ein Sommerhaus; Herr Soden hatte es wegen der kranken Gabriele gekauft, weil sie da zu ebener Erde wohnten und das Kind keine Treppe steigen durfte, um in den Garten zu kommen. Der Kaufmann hatte noch ein großes Haus in der innern Stadt, wo sein Geschäft war, und sie wollten im Winter wieder dorthin ziehen. Aber Gabriele hatte so herzlich gebeten, man solle doch in dem schönen Haus bleiben, wo an hellen Tagen die Sonne so





fl  
nu  
G  
al  
w  
fte

w  
G  
ga  
ein  
Si  
fel

es  
ge

Ne  
we

ge  
ha

a.t  
ma  
un  
—  
un

Ga  
un  
wo  
het



herrlich herein schien, daß die Mutter mit ihr dageblieben war; der Vater war den Tag über in der Stadt und kam alle Abende heraus.

Es war ein kleiner Saal zu ebner Erde, prächtig erwärmt durch einen großen Porzellanofen, mit weichen bunten Teppichen über den ganzen Fußboden und schön bemalten Fensterbehängen: da rüstete die Mutter alles, was sie dachte, daß ihr krankes Kind erfreuen könnte. Die Puppenstube war neu eingerichtet, ein ganzer Kreis schön geputzter kleiner Fräulein saß dort um den Theetisch, nur rutschten sie in ihren steifen Kleidern immer wieder von den Sesseln herunter und waren schwer fest zu halten; auch der Puppenpapa, der am Klavier sitzen sollte, streckte etwas steif die Beine von sich und wollte nicht recht gut thun, dafür aber war das Puppenzimmer mit allen kleinen Herrlichkeiten angefüllt, wie sie im Großen nur eine fürstliche Wohnung schmücken können.

Da hing auch ein blaues Sammtmäntelchen, mit weißem Schwanenpelz garnirt, und ein Atlas-hütchen dazu, mit weißem Schleier, wenn Gabriele einmal Schlitten fahren könnte; schöne Bilderbücher und allerlei Spiele, mit denen ein Kind sich die Zeit vertreiben kann; die Eltern wußten fast nichts Neues mehr: seit drei Jahren schon war die arme Gabriele krank und man hatte alles mögliche versucht, um dem kranken Kinde Freude zu machen.

Bleich und müde saß Gabriele drüben in ihrem Lehnstuhl, der Vater neben ihr; er hatte das matte Köpfschen an seine Brust gelegt und sah recht wehmüthig in das blasse Gesichtchen. „Nun,“ sagte er, so heiter als ihm möglich war, „wir wollen sehen, was Mama drüben mit dem Christkind fertig macht! wenn dich's nur auch freut, Gabrielen; warum hast du keinen Wunschzettel geschrieben? hast du denn gar nichts gewußt, was du dir wünschest?“

„Ich wünsche mir nur etwas Einziges und das kann man nicht auf den Wunschzettel schreiben,“ sagte Gabriele weinerlich. „Nun, sag' mir's einmal,“ bat der Vater, „es wird ja wohl zu bekommen sein! sag', Kind, was ist's?“

„Ein Schwesterlein;“ sagte Gabriele kurz.

„Na, Kind,“ lachte der Vater, „das ist ein großer Wunsch; aber Kinder zum Besuch will ich dir holen lassen, so viel du willst, gleich morgen.“

„Das will ich nicht,“ sagte das kranke Mädchen kläglich; „da kommen sie und lärmern und spielen mit meinen Sachen und essen die Rosinen und Mandeln aus meiner Küche und werfen meine Puppen durcheinander und räumen nicht wieder auf, und mich lassen sie sitzen! Ich möchte ein Schwesterlein allein für mich, das nett mit mir spielt und meine Puppen anzieht und bei mir bleibt.“

„Nun, vielleicht schickt uns der liebe Gott noch so ein Schwesterlein zu,“ vertröstete sie der Vater, der dem kranken Kind nicht widersprechen wollte; „aber hör', die Mutter hat geklingelt, soll ich dich hinüber tragen?“

„Ich kann selbst gehen, wenn du mich führst,“ sagte Gabriele und lehnte sich auf den Arm des Vaters, der sie fest umschlang.

Das war ein prächtiger Lichterglanz, der drüben aus dem großen Salon strahlte, als der



Papa eintrat mit seinem Töchterlein, hinter ihnen die Köchin, der Gärtner, Johann, der Hausbediente, das Stubenmädchen und das Mädchen, die zu Gabrielens Pflege und Bedienung da war. „Ah, wie schön!“ riefen die Leute halblaut beim Anblick all der schönen Sachen, auch Gabriele lächelte und ließ sich überall hin führen; nur gar still war die Freude des kranken Kindes und der Mutter Augen füllten sich mit Thränen, so oft sie sie ansah.

Von den hohen Fenstern des Salons, die alle sorgfältig verwahrt waren, war aus Versehen nur Eines unverhüllt geblieben; durch dies Eine Fenster schien der volle, helle Lichtglanz hinaus in das beschneite Gärtchen. Draußen stand ein armes, halberfrorenes, kleines Mädchen, das sich durch das offene Gartenpörtchen hereingeschlichen hatte; das stand und schaute, und fühlte nicht mehr, wie der Schnee dichter und dichter herniederfiel und sie fast zu einem Schneefräulein machte; es blickte nur hinein in alle die Herrlichkeit, die strahlenden Kerzen, die glänzenden Puppen und Spielsachen, — hätte es das kleine Mädchen nicht so gefroren, sie hätte wohl geglaubt, sie stehe schon vor der Himmelsthür. Da lehnte sich das schöne blasse Kind drinnen im himmelblauen Kleid müde an's Fenster; der armen Margret kam sie vor wie das Christkind selber, und sie streckte die Arme sehnsüchtig nach ihr aus. Gabriele sah das fremde Kind draußen und winkte ihm; Margretchen wollte näher treten, aber sie war betrübt und müde von dem langen Umherlaufen in der Kälte; sie fiel zu Boden und der Schnee rieselte fort und fort nieder und deckte die arme Kleine zu mit einer weißen, kalten Hülle.

Gabriele wußte kaum, ob sie recht gesehen hatte. „Mutter, Mutter,“ rief sie, „da draußen liegt ein Kind, ein kleines Mädchen, ganz im Schnee. Mutter, ist das nicht ein Schwesterlein, das das Christkind für mich schickt?“

„Was fällt dir ein, Kind?“ sagte die Mutter, „wo wird denn jetzt in der Nacht ein Kind herkommen? setz dich doch nieder!“

„O, Mutter, schick doch hinaus! ich sehe es jetzt auch nicht mehr; es könnte ja sterben!“

So wurde Johann hinausgeschickt mit einer Laterne; er sah das Mädchen liegen und rief dem Hausmädchen, daß sie komme und ihm die Laterne halte, und bald kamen sie herein; Johann trug das ganz erstarrte Kind, das noch halb mit Schnee bedeckt war, auf den Armen. Margrets Augen waren geschlossen, aber ihr Mund lächelte, sie hatte ja geglaubt, sie habe das Christkind gesehen.

„O, Vater,“ rief Gabrielchen viel lebhafter als lange vorher, „Vater, laß es doch wieder lebendig machen! Das ist gewiß das Schwesterlein, das mir das Christkind schickt!“

„Das Kind ist noch warm und sein Herzchen schlägt,“ sagte der Vater und rührte es an; „das ist gewiß leicht zu erwecken. Tragt es nur in die obere Stube und Johann soll zum Doktor. Wenn es der liebe Gott vor unsere Thüre gelegt hat, so wollen wir es nicht verstoßen.“



## Das Schwesterlein.

Der kleinen Margret war's in Wahrheit, als sei sie gestorben und wache nun auf im Himmel, als sie ihre Augen wieder aufschlug und in einer schönen Stube in einem weichen, warmen Bett lag; neben ihr saß die freundliche Frau Soden, und in ihrem Lehnstuhl am Bett Gabriele, die durchaus sehen wollte, wie ihr Schwesterlein aufwache. „Ja was ist's denn? wo bin ich denn?“ fragte sie fast ängstlich. „Bei mir bist du,“ lachte Gabrielen herzlich, wie sie die Mutter schon lang nicht hatte lachen hören. „Zette soll dir Frühstück bringen.“

Das Kind war bald wieder gesund und rothbackiger als vorher in der Stube der Wäscherin. Gabriele wollte ihr neues Schwesterlein nicht wieder hergeben, und die Eltern waren glücklich, wenn sie nur etwas wußten, das ihr krankes Kind glücklich machte.

Frau Bendel war nun freilich in große Angst gekommen um das kleine Mädchen, als sie die Stube leer gefunden und niemand ihr etwas von dem Kinde sagen konnte. In ihrer Angst ging sie auf die Polizei; dort hatte Herr Soden schon angezeigt, daß er ein verlaufenes Kind einstweilen in seinem Haus aufgenommen habe, und der alte Polizeidiener mit den Maulaffen führte die Wäscherin selbst in des Kaufmanns Haus.

Da kam Margretchen in große Angst, sie müsse jetzt mit der Wäscherin zurück in die enge Gasse und in die dunkle Stube und es werde ihr schlecht gehen, weil sie noch einmal fortgelaufen.

Inzwischen hatte Herr Soden mit der Wäscherin geredet und gehört, daß Margret das Kind von dem treuen Diener seines Vaters sei, der in seinem Dienst verunglückt war. Um so lieber nun sagte er der Frau Bendel und dem Polizeidiener, daß er die Kleine ganz behalten wolle als ein Schwesterlein für sein krankes Kind.

Margaretchen war glücklich. Ihr war in ihrem Leben nicht so wohl gewesen, als bei den guten, freundlichen Leuten in den hellen, weiten Räumen und bei all den schönen Sachen. Das wußte sie, daß man Gott und guten Menschen nicht besser danken kann, als durch Liebe und Gehorsam. So wurde sie eine freundliche, gefällige und geduldige Schwester für Gabriele. Ach, wie schön konnte sie die Puppen anziehen; was kochten die Mädchen für herrliche Gastmahle in der kleinen Küche! Es wurde dann die ganze Puppenfamilie dazu geladen, die lehnten steif und kerzengerade auf den Stühlen, während die kleinen Köchinnen die Mahlzeit selbst verzehrten. Jetzt erst fand Gabriele Freude an ihren Sachen.

Die Eltern hofften eine Weile, ihr Gabrielen werde nun wieder ganz gesund, weil sie so froh und glücklich war mit der neuen Schwester. Aber der liebe Gott hatte ihr noch ein viel glücklicheres Plätzchen zugehacht. Gabriele wurde zusehends schwächer, während Margretchen aufblühte wie ein Röslein. Im Frühling trugen sie die Kranke zum letztenmal in den Garten; man hatte ihr einen weichen Sitz zwischen den schönen Blumenstöcken bereitet. „Margretchen,“ sagte



Gabriele leise als die Mutter in's Haus gegangen war, um ihr eine Erfrischung zu holen, „Margretchen, ich weiß, daß ich jetzt bald in den Himmel komme; ich will's nur nicht laut sagen, weil die Mama so weint. Vielleicht sehe ich deine liebe Mama im Himmel, was soll ich ihr sagen?“

„O, sag ihr viel tausend herzliche Grüße und dem Vater auch, und es gehe mir so gut, und sie sollen nur recht lieb gegen dich sein, weil du so gut gegen mich gewesen bist. Weißt, im Himmel ist meine Mama nicht mehr arm,“ sagte sie beruhigend.

An einem schönen Abend war das Kind sanft eingeschlafen und es hat ihr nun gar, gar nichts mehr weh gethan. Sie schmückten ihr Grab mit den allerschönsten Blumen, recht wie ein schönes Gärtchen.

Margarete war eine liebe, treue Tochter für die armen Eltern, und oft, oft redet sie mit der neuen Mutter von ihrer lieben Schwester im Himmel.



Seinen Kindern gibt es Gott schlafend.

Ich weiß eine arme Frau, die hat ein kleines Bublein, das ist ihre einzige Freude auf der Welt. Das Bublein heißt Friederle und ist ein ganz kostbarer dicker kleiner Bursch. Er ist bald drei Jahr alt und kann schon lange laufen, aber es geht ein Wischen langsam bei ihm, er quaddelt nur so hinter seiner Mutter drein. Sein Vater ist weit fort, in Baiern, da arbeitet er an der Eisenbahn, und hat versprochen, er bringe Geld mit zu einem neuen Rock für den Friederle. Derweil arbeitet die Mutter so viel sie kann, um Geld zu verdienen für sich und das Bublein. Der Friederle ist ein ganz braves, zufriedenes Kind; weil die Mutter immer so viel zu schaffen hat, so hat er gelernt, still zu sitzen, um sie nicht zu verhindern, er nagt dann an einer Brodrinde oder spielt mit ein paar Hölzchen oder Steinchen, und wenn er sich damit ein Häuslein gebaut hat, ruft er: „Guck, Mutter!“ Die guckt gerade nicht hin, aber sie sagt freundlich: „Ja, das ist schön!“ Dann ist der Friederle zufrieden.

Die Mutter wohnt in einem kleinen Häuslein, das gehört nicht ihr eigen, sie muß dem Bauern, dem es gehört, alle Jahr zwölf Gulden zahlen, daß sie darin bleiben darf. Sie hat zwei Hennen und ein kleines Gärtchen, die Eier von den Hennen verkauft sie immer an die Frau Badwirthin, und Friederle darf sie selber suchen und bringen aus dem Hühnerstall. Von der grauen Henne aber hat er schon lang kein Ei mehr gefunden und seit ein paar Tagen hat sie ganz gefehlt, darum ist die Mutter sehr bekümmert gewesen. Nun ist nicht sehr weit vom Dorf ein kleines Wäldlein, da steht gleich vorn ein großer Baum, unter den die Mutter den Friederle setzt, wenn sie Erdbeeren sucht im Wald; wie sie nun wieder dahin kommen, da hat sich die Henne hinter dem Baum selbst ein Nest gemacht in's weiche Gras und Eier darein gelegt, die brütet sie jetzt aus. Das ist für die Mutter eine große Freude, sie erzählt dem Friederle, wie es jetzt bald ganz kleine nette Ludelein gebe, und er darf der Henne alle Tage Fressen bringen, daß sie auf ihren Eiern sitzen bleiben kann.

Durch das Wäldchen geht der Weg in ein größeres Dorf, wo das Bad ist, da ist eine Quelle, die sprudelt ganz warm aus dem Boden, und wenn kranke Leute darin baden, so werden sie wieder



gesund. Es steht ein schönes großes Wirthshaus nicht weit von der Quelle, in dem Sommers viel vornehme Leute wohnen, Kranke und Gesunde; dort hat Frau Lisbeth, die Mutter des Friederle, schon manchmal Geld verdient mit allerlei Geschäften, auch ihre Erdbeeren verkauft sie im Bade.

An einem Morgen ist Lisbeth recht betrübt, mit schwerem Herzen aufgestanden. Sie hatte den Zins für ihr Häuslein noch nicht bezahlen können und der Bauer hat ihr gedroht, sie fortzujagen, wenn sie nicht bis zum nächsten Tag das Geld bringe, und doch hat sie keinen Kreuzer, nicht einmal so viel, um einen Bissen Brod zu kaufen, woher soll sie drei Gulden nehmen! In vierzehn Tagen will ihr Mann kommen und ihr etwas mitbringen, früher kann er nichts schicken, und der Bauer will keinen Tag länger warten.

Da stand sie denn in aller Früh auf und betete recht von Herzen zum lieben Gott, daß er ihr Hilfe zeige; als der Friederle aufwachte, zog sie ihn an und gab ihm ihre letzte Brodrinde in Wasser eingetunkt, sie selbst aß nichts. Sie wollte in's Bad und sehen, ob ihr die Frau Wirthin nichts leihen könne und unterwegs wollte sie Erdbeeren mitnehmen zum Verkauf. Im Kasten hatte sie noch ein wenig Mehl und ein Töpfchen Milch, davon kochte sie etwas Brei und schüttete ihn auf einen Teller: „Da sieh, Friederle, das ist dein, das is, wenn's Mittag läutet.“ Friederle nickte recht verständig mit dem Kopf, und als er die Mutter weinen sah, streichelte er ihr Gesicht und sagte tröstend: „Net, Mutter, net greinen; brav sein!“ wie die Mutter ihn sonst beruhigte.

Wie die Mutter sich zum Gehen anschickte, mit fünf Eiern im Korb und ein paar leeren Töpfchen zu Erdbeeren, da rief der Friederle: „Begleiten,“ und er durfte mit bis an den großen Baum, wo die Henne saß; die Mutter hatte ihm alle Brofsamen aus der Tischlade für sie zusammengesehrt.

Am Baum küßte die Mutter ihr Büblein und sagte: „W'hit di Gott, Friederle, sei brav und lauf net fort,“ und ging hinein in den Wald. Sie hatte keine Angst um das Kind, es war schon manchmal allein gewesen, und es kamen keine Pferde und Ochsen diesen Weg, nur hie und da Leute, die etwas in's Bad trugen.

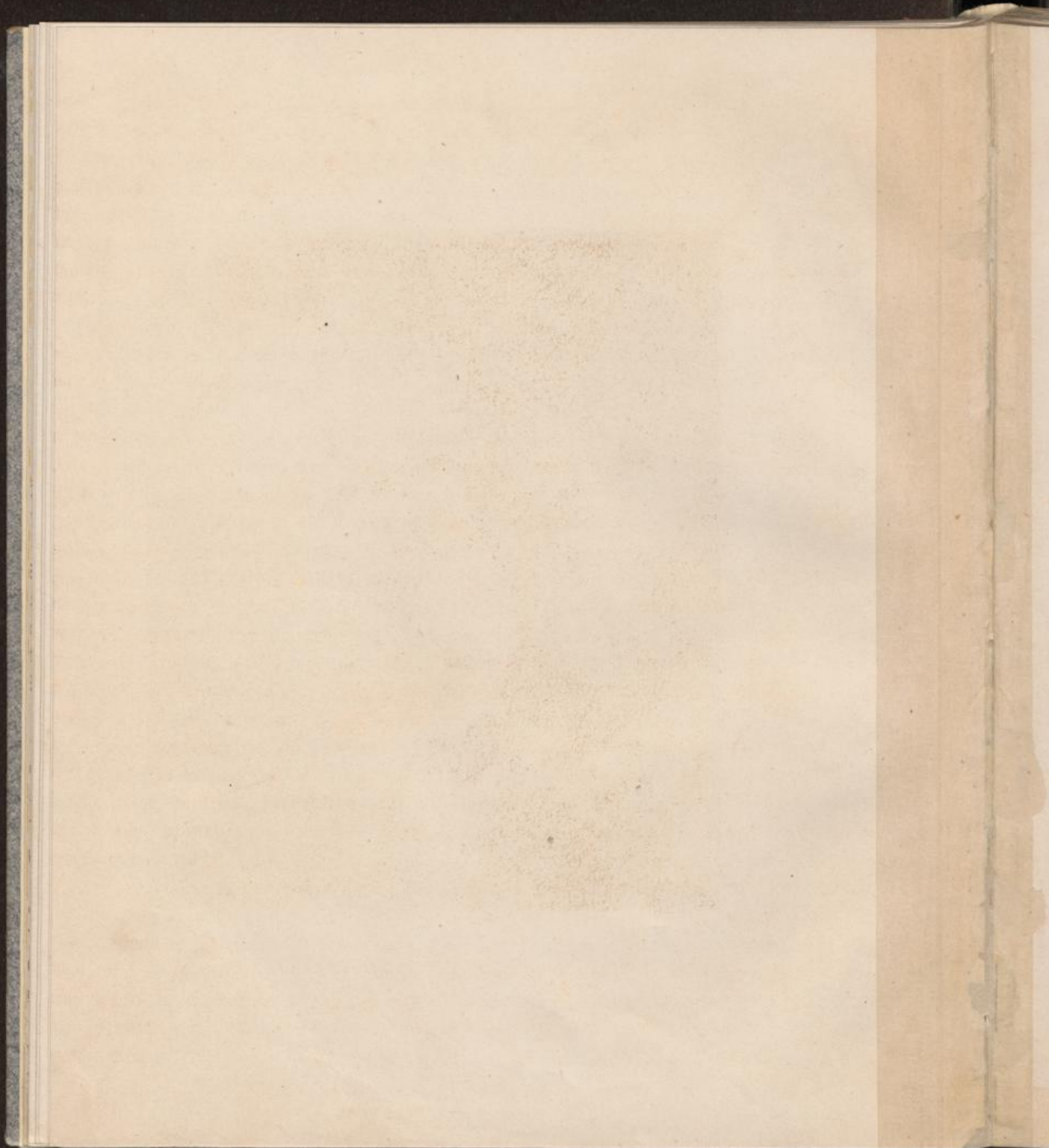
Friederle schaute der Mutter nach, bis er sie unter den Bäumen nimmer sehen konnte, dann fütterte er seine Henne mit den Brodkrumen, dann zupfte er sich Gräslein und Blättlein und legte sie in einen Ring, dann sah er den Ameisen zu, die auf dem Boden wimmelten, und den Vögelein, die vorüberhüschten. Nach und nach aber fiel ihm der Brei ein, den die Mutter hatte daheim für ihn stehen lassen, und er dachte, es werde schon Mittag sein, so troddelte er denn in das Dorf zurück, das war schon eine große, weite Reise für den kleinen Buben; wie er seinen Breiteller hatte, so schickte er sich an, damit wieder unter seinen Baum zu quaddeln; warum er lieber da essen wollte, wußte er selbst nicht recht, er hatte schon so oft mit der Mutter unter dem Baum gevespert. Aber das war noch eine viel größere Reise! Heiß war der Brei nimmer, aber der Teller war voll und er wollte ihn doch nicht verschütten, da ging er denn ganz, ganz langsam und hielt seinen Breiteller mit zwei Händen und brummelte vor sich hin: „Nur sachte, Friederle, nur sachte!“ wie





Lith. Anst. v. A. Gattermecht in Stuttgart.







die Mutter schon zu ihm gesagt hatte. Aber er hätte seinen Breiteller doch nicht ganz unter den Baum gebracht, wenn es ihm nicht das Annele vom Dorf getragen hätte, die eben Milch ins Bad brachte. Da saß er recht behaglich der Friederle und ließ sich seinen Brei schmecken und sagte hie und da vor sich hin: „Ist au guat.“ Und es war so still, daß die Vögelein ganz herzhaft näher kamen und ihm zuschauten. Recht warm war's und immer stiller, die Henne बोoste hinten auf ihrem Nest, die Käfer und Bienen summten ganz leise, die Blättlein regten sich gar nimmer, kein Lüftlein wehte, der Friederle hatte jetzt zweimal die große Reise unter den Baum gemacht, darum war er müd. Mittag war lang vorbei, er aß immer langsamer, am Ende rutschte ihm der Teller sachte von dem Schoß, das Aermchen mit dem Löffel sank nieder, — der Friederle schlief ein.

Und recht süß und fest schlief er und träumte gewiß einen schönen Traum, die Vögelein kamen immer näher, ein keckes Rothkehlchen hätte auch gern Brei versucht, das pickte ganz herzhaft von dem Teller, und Friederle merkte nichts. Es war so sehr still.

Da kam ein junger Herr und ein gar schönes Fräulein von einem Seitenweg auf das Wäldchen zu, die wohnten im Bad und hatten einen weiten Spaziergang gemacht, sie waren aber nicht krank, sie waren Braut und Bräutigam, und das Fräulein war im Bad mit ihrer kranken Mutter. Das Fräulein trug ein himmelblaues Kleid und hatte ihren Hut in der Hand, weil es so heiß war, und schüttelte ihre schönen blonden Locken aus dem Gesicht. „Da ist's recht still,“ sagte sie, wie sie auf das Wäldchen zgingen. „Und Gott Lob ein Weilchen keine Bettler; doch ja, dort liegt, glaub ich, doch so ein kleiner Schelm,“ sagte der Herr, wie er das Bübchen sah. „Der bettelt nicht, der hat noch Ueberfluß,“ lächelte das Fräulein und betrachtete mit herzlichem Vergnügen der kleinen Schläfer und das Vögelein, das von seinem Teller schmauste, das aber jetzt schon davon flog. „Dem möcht' ich nun erst was geben,“ meinte der Herr. „Aber auch was Rechtes!“ flüstert eifrig das Fräulein und zog ein seidenes Beutelein aus der Tasche, nahm daraus eine glänzende Münze und fragte den Herrn scherzend: „Darf ich?“ „Immerhin, du Verschwenderin,“ sagte der lächelnd; das Fräulein war so fröhlichen Herzens, da mochte sie auch gern viel verschenken, sie kniete bei dem Kind nieder und nahm leise sein Händchen, um das Geldstück hinein zu legen. Davon erwachte der Friederle ein wenig, er sah mit großen Augen in das holdselige Gesicht, ohne sich zu rühren, dann ließ er sein Köpfchen sinken, schloß das Händchen und schlief wieder ein; die Zwe aber gingen durch das Wäldchen dem Bad zu, und der Friederle schlief.

Die arme Lisbeth hatte derweil einen heißen, sauren Tag gehabt. Es war nimmer leicht Erdbeeren zu finden im Wäldchen, das schon ganz ausgesucht war, endlich hatte sie mit großer Mühe zwei Töpfchen beisammen, das gab doch zwölf Kreuzer und die Eier sechs, das reichte einer Laib! Jetzt wollte sie auf dem schnellsten Weg in's Bad, da stolperte sie über einen Stein, stürzt hin und dahin flogen Erdbeertöpfe und Eier, Alles zerbrochen. Mühsam sammelte sie wieder einen kleinen Theil der Erdbeeren in die Scherben und ging weinend dem Bade zu.



Die Frau Wirthin hatte gar viel zu thun und kaum Zeit zum Neben, sie hatte Mitleid mit der Lisbeth und schenkte ihr einen Groschen. Wie die aber Geld entlehnen wollte, da gab sie ihr kurzen Bescheid: „Darauf lasse ich mich nicht ein, Frau, ich hab' Euch was geschenkt, auch könnt Ihr noch bei mir essen, aber mit Geld entlehnen laßt mich in Ruh, und hört, thut mir den Gefallen und bettelt die Badgäste nicht an, das ist den Herrschaften entleidet.“ Ach, so feck wäre Lisbeth gar nicht gewesen. Sie half in der Küche bis zu Mittag, da bekam sie recht gute Suppe und ein Stück Kuchen für ihr Büble von der mitleidigen Köchin; aber ihr Herz war nicht leichter, als sie dem Haus der Müllerin zuging, wo sie oft um Taglohn arbeitete. Vielleicht konnte sie da noch etwas verdienen, mit dem sie einstweilen den Bauer zufrieden stellen konnte.

Zu thun gab's schon da, sie arbeitete wie für Zwei in der brennenden Hitze, das lobte auch die Müllerin. „Aber das Geld ist wirklich selber rar bei mir,“ sagte sie zu Lisbeth, die vor Abend wieder zurück mußte, „da habt Ihr Mehl und etwas Butter, werdet's auch brauchen können!“

Ach freilich konnte es Lisbeth brauchen, aber Geld wäre so gar nöthig gewesen!

Recht herzlich betrübt ging sie durch's Wäldchen zurück und betete unterwegs alle schönen tröstenden Sprüchlein und Lieder, die sie wußte, aber sie gaben ihr keinen Trost; wie sie nun an die Waldecke kam, da lag ihr Friederle und schlief noch, sein leeres Tellerlein daneben, seinen Löffel in der Hand, denn schlafen konnte das Büble, wie's noch nicht viel gekonnt haben. Lisbeth aber konnte sich jetzt nicht daran ergöhen, wie vorher das schöne Fräulein, sie mußte viel bitterlicher weinen und dachte: „O du armes Büblein, da liegst du und schläfst und hast morgen kein Obdach.“ Da erwachte der Friederle so ruhig und behaglich wie immer, öffnete sein ander Händchen und streckte der Mutter das Geldstück hin: „Da guck, Mutter!“ „Um Gotteswillen, Kind!“ rief die erstaunt; „das ist ein Goldstück, ein großes Goldstück! wohl zehn Gulden werth! Wer hat dir das gegeben?“ „Ein Engel,“ antwortete Friederle zuversichtlich. „O Kind, was sagst, wie hat er denn ausgesehen?“ „Blau und goldig,“ sagte er, und mehr konnte die Mutter nicht von ihm erfahren.

Die Mutter aber kniete nieder und zog das Kind zu sich, sie hätte so gern das schönste Gebet gesprochen, aber sie konnte kein Wort sagen vor Weinen, und das hat der liebe Gott auch verstanden. Dann sind die Mutter und das Kind glücklich miteinander heimgegangen, der Friederle mit dem Kuchen, die Mutter mit dem Geld.

Ihr Jammer und ihre Sorge war jetzt gestillt, ja sie konnte noch einen kleinen Schatz aufsparen, bis ihr Mann zurückkehrte. Ob der liebe Gott einen Engel vom Himmel gesandt oder seine Hilfe durch eine freundliche Menschenhand gegeben, danach hat die arme Frau nimmer gefragt.



## Das kluge schwarze Hähnchen.

Es war am Morgen, die fleißige Pfarrmagd war aber schon durch den Hof gegangen und hatte das Thürchen am Geflügelstall aufgemacht. Das war den Hennen eben recht, denn sie waren schon wach und der Hühnerstall war zwar warm und behaglich bei Nacht, aber am hellen, frischen Morgen da war's etwas dumpfig darin. So hüpfen sie denn rasch von der Stange, nur die Perlhühner, die die Frau Pfarrerin erst kürzlich zum Geschenk bekommen hatte, schliefen noch, als vornehme, verwöhnte Fräulein.

Zuerst spazierte immer Herr Hahn und die weiße Henne aus dem Stall. Die weiße Henne war die vornehmste, sie hatte vor einem Vierteljahr erst zehn Junge ausgebrütet und der Hahn suchte ihr immer die besten Körner aus. Heute aber schritt der Hahn nicht wie gewöhnlich gleich die Treppe hinunter, er krächte nur einmal kurz und ärgerlich, und die Henne verstand wohl, daß er nach dem unartigen Buben, dem schwarzen Hähnchen, fragte. „Ja, unser Schwarzer ist gestern nicht heimgekommen,“ gackerte sie bedenklich; „wer weiß, ob ihn nicht ein Marder erwischt hat.“ „Das würde ihm gerad recht geschehen,“ sagte Papa Hahn recht ärgerlich, und die andern Hühner machten bedächtige Köpfe dazu. Auch als sie schon alle die Stiege drunten waren und im Hofe ihr Futter pickten, war das schwarze Hähnchen immer noch nicht da.

Das Schwarze hatte sein Lebtag ein ganz eigenartiges Köpfschen gehabt. Schon als sie beim Papa krähen lernten und die Andern ganz zierlich „käkerikih“ nachschrieten, schrie das Schwarze beharrlich „kokeroh“ und war zu keinem anständigen Krähen zu bringen; wenn Frau Henne in schönster Ordnung mit ihren Kleinen auszog, da war es immer das Schwarze, das aus der Reihe trat und auf einem fremden Misthaufen krachte, bis es mit Picken und Beißen heimgejagt wurde; sogar schon beim Aus schlüpfen aus dem Ei hatte es nicht wie die Andern in Ordnung die Schale aufgepickt, es war so ungeduldig herauszukommen, daß es mit sammt dem Ei herumrollte und fast erstickt wäre. So hatte Frau Henne nichts als Aerger und Drangsal mit ihm gehabt, und doch blickte sie in heimlicher Angst nach allen Seiten, ob denn ihr Schwarzes noch nicht komme.



Richtig! wie alle Körner schon aufgepickt sind, da hört man aus dem Haus ein Hähnchen ämmerlich schreien und aus dem Fenster flog mein Schwarzes, kläglich gerupft zur Hälfte, und läßt eine Flügel traurig hängen, als es zur Erde kommt. „Das Schwarze! das Schwarze!“ gaderten die Hennen zusammen, Papa Hahn schritt aber mit großer Würde auf den halbgerupften Schelm u und krächte ihn an: „Woher?“ Ja, das war nicht so bald gesagt, und das Hähnchen schämte sich gewaltig, die Wahrheit mußte aber doch heraus und das Hähnchen beichtete:

Das Logis im Hühnerstall war nämlich dem Hähnchen schon lang zu gering gewesen, obgleich sogar die Perlhühner damit vorlieb nahmen, es sei so dumpfig, so eng, so finster, hatte es den andern Hühnern geklagt, die hatten es zwar versichert, daß alle Hennen in solchen Ställen wohnen, oft in noch viel Kleinern, aber Hähnchen meinte doch, es sei zu vornehm dazu. Nun hatte es von einer Holzbeuge aus einmal in ein schönes Zimmer gesehen, wo Pfarrers Fritz einen Kanarienvogel hielt, der so zahm war, daß er frei im Zimmer gehen durfte; da gefiels dem Hähnchen ganz wohl und es sah gar nicht ein, warum nur ein Kanarienvogel im Zimmer wohnen sollte und nicht auch er, der junge Herr Hahn, der doch noch größer war und einen Kamm hatte und der Kanarienvogel nur ein Büschchen.

So war er denn am letzten Abend heimlich auf die Holzbeuge geflogen, als die andern Hühner ordentlich in den Stall gingen und unbemerkt durch's offene Fenster in's Zimmer geschlüpft. Man bemerkte ihn nicht, da die Kinder im Nebenzimmer schliefen und der Pfarrer verreist war. Aber gar nicht geschickt fand er's in der schönen hohen Stube, da war's nicht so warm wie im Stall und keine Stangen, um darauf zu sitzen, endlich flog's auf eine hohe Kommode, da schlief es aber ganz schlecht.

Am Morgen hört der Fritz in der Nebenstube „Kokeroh!“ und wie er herauskommt, fliegt mein schwarz Hähnchen vom Kommod, wirft ein Porzellanförbchen mit herunter und möchte gern hinaus, das meinte der wilde Fritz aber nicht, der jagt ihm nach und erhascht's; über den Lärm kommt Minchen, seine Schwester, heraus und fragt: „Was hast du, Fritz?“ „Ein Hähnchen!“ jubelte der, „das muß uns die Kathrine braten!“ „D laß fliegen!“ bat Minchen. „Ei bewahre, warum ist der Bursch so frech, der muß gebraten werden, wir bekommen doch nur den Kopf und den Kragen, wenn der Vater gebratne Hahnen ißt.“ „Dann muß man's aber rupfen, eh man es bratet,“ sagte Minchen altflug. Es war des Schwarzen Glück, daß Minchen so dumm war und nicht wußte, daß man die Hühner zum Braten erst rupft, wenn sie todt sind, sonst hätte wohl der Fritz zuerst das Stechen probirt. So wollte er's aber vorher rupfen, da schrie das Schwarze gewaltig und riß sich los, Minchen öffnete das Fenster und es kam glücklich, wenn auch kläglich aussehend, wieder im Hof an.

Von da an mußte das Schwarze alle Abend zuerst in Stall, es ließ sich's auch gefallen und war ganz demüthig, so lang es noch so gerupft aussah, aber bald wurde es wieder kecker und es gefiel ihm abermals nimmer im Hof.



„Wie gut haben's die Schwalben und die Emmerlinge und all die Vögel,“ seufzte es, wenn es die hoch oben durch die Luft fliegen sah, „auf so einem Baum muß doch ein ander Leben sein, als in dem Hühnerstall, und vollends im Wald! Und ich seh' auch gar nicht ein, warum ich nicht ein Vogel sein kann wie die andern, fliegen will ich bald können, so gut als einer.“ Diesmal wußte das Hähnchen beim Aufsitzen im Stall geschickt auszubleiben, ohne daß es bemerkt wurde, es schlüpfte durch den Zaun in Garten, flog dort mit einiger Anstrengung auf einen ziemlich hohen Baum, schrie „kokeroh“ und bildete sich gewaltig viel ein. Kalt war's da oben und das Hähnchen fand gar lang keinen Zweig, auf dem's bequem sitzen konnte, endlich aber schlief's doch ein und träumte wunderschön, wie es am Morgen hinausfliegen wolle in den Wald und in die weite Welt.

Aber ach, in aller Früh, als das Hähnchen noch schlief, da kletterte des Nachbars rothe Kaze am Baum hinauf, und eh es recht aufwachte, hatte sie's am Gripps; das wehrte sich aber und schlug mit den Flügeln und pickte mit dem Schnabel und schrie kokeroh und kufuruh und kifikih und endlich kam's los, aber ein Stückchen Flügel behielt die Kaze; da schlich es ganz kleinlaut in den Hof und wollte kein Fliegenvogel mehr sein.

Eine Weile war's nun auch ganz zahm und folgsam und sprang herbei, wenn die Mutter lockte. Da sah es aber einmal den Enten zu, wie sie nach dem Teich wackelten: „Wohin geht denn ihr?“ fragte es. „Zum See, zum See, in's Bad,“ schnatterten die Enten. „So, ist das angenehm?“ fragte das naseweise Hähnchen. „Herrlich, herrlich, so frisch, so kühl, so delikate Würmlein und Schnecken,“ versicherten die Enten wieder, und das Hähnchen küstete es gewaltig nach dem Bad. Die weiße Henne hatte es gehört: „Dumm's Büblein,“ sagte sie, „laß dir doch nicht einfallen, in's Wasser zu gehen, das ist für uns Hühner nichts, das wäre dein Tod, hast du's gehört, geh mir ja nicht hin!“ „Bewahre, Mama,“ betheuerte Hähnchen, aber es dachte im Stillen: „Das bilden sich die alten Leute nur so ein, daß wir nicht schwimmen können, ich will einmal sehen, ob ich's nicht kann, die Enten sind auch eben Vögel wie wir, und probiren schad't nichts.“

Richtig schlich sich mein Hähnchen an den Teich, wo die Enten schon sehr vergnügt herumschwammen, es schüttelte sich gewaltig, als es in's Wasser wollte, und ein paarmal dachte es, wieder umzukehren. „Aber nein, schwimmen will ich!“ dachte das eigensinnige Schwarze wieder, und hinein in's Wasser. Puh, das war kalt, und mit dem Schwimmen war's nichts, das Hähnchen sank unter und war eben erstickt, wenn's nicht der Ganshirt, der gerade auch am Wasser war, mit seiner Geißel an's Land gezogen hätte.

Diesmal sah's noch viel miserabler aus, als vorher, damals wo es im Zimmer logiren und wo's ein Waldvogel hatte werden wollen, es setzte sich mäuschenstill in die Sonne und sagte gar nichts.

Ob das schwarze Hähnchen jetzt geschaidter worden wäre, das kann ich nicht sagen, denn am andern Tag hat's die Kathrine gestochen und gerupft und gebraten und der Fritz hat sich wieder mit dem Kragen begnügen müssen, und das ist erst noch ein durrer gewesen.



## Heulpeterle.

Ein Märchen.

Es war zur Zeit der Heuerndte, prächtiges schönes Wetter draußen, und alle Wiesen voll von fleißigen Leuten.

Auch auf des Schulzen großer Wiese wurde das Heu gemäht. Mann und Frau, Knecht und Magd waren hinausgezogen. Die Kinder hatte man nicht daheim gelassen: Martin, der schon elf Jahr alt war, hatte einen kleinen Rechen und half eifrig das Heu zusammenrechen. Zuerst zog er alles zu sich her, bis er auf einmal in einem ganzen Berg von Gras drin stand und nur noch den Kopf und die Arme oben heraus streckte.

Da lachten Alle zusammen und Martin lachte mit, der Knecht half ihm aus seinem Heuberg heraus und zeigte ihm, wie er's machen müsse, und jetzt ging der Martin ganz stattlich mit den andern Mähdern in einer Reihe und arbeitete mit. Luischen hätte gern auch geholfen, aber die mußte die kleinern Geschwister hüten. Mit denen hatte sie sich unter den großen Birnbaum gesetzt, auf dem die süßen kleinen Heubirnen wachsen, die zuerst von allen Birnen und Äpfeln reif sind.

Da hatte sie von dem frischgemähten Gras ein weiches Nestchen gemacht und das kleine Gretchen hineingelegt. Die spielte mit ihren eignen Füßchen und sah an den blauen Himmel hinauf und lachte und jauchzte, daß es eine helle Lust war. Warum sie so vergnügt war, das wußte kein Mensch und sie selber gar nicht, denn sie war noch ein ganz kleines Kind und konnte noch nicht einmal gehen; es war ihr eben recht wohl auf Gottes schöner Welt, wie den Vögelein und den jungen Lämmchen. Peterle aber, der schon fünf Jahr alt war, der saß auch unter dem Baum und schrie und weinte laut, was man in Schwaben schlechtweg heulen nennt.

„Peterle, warum heulst?“ fragte das mitleidige Luischen; sie hatte heut schon sechsmal so gefragt.

„Weil mir's so heiß ist,“ heulte der Peterle.

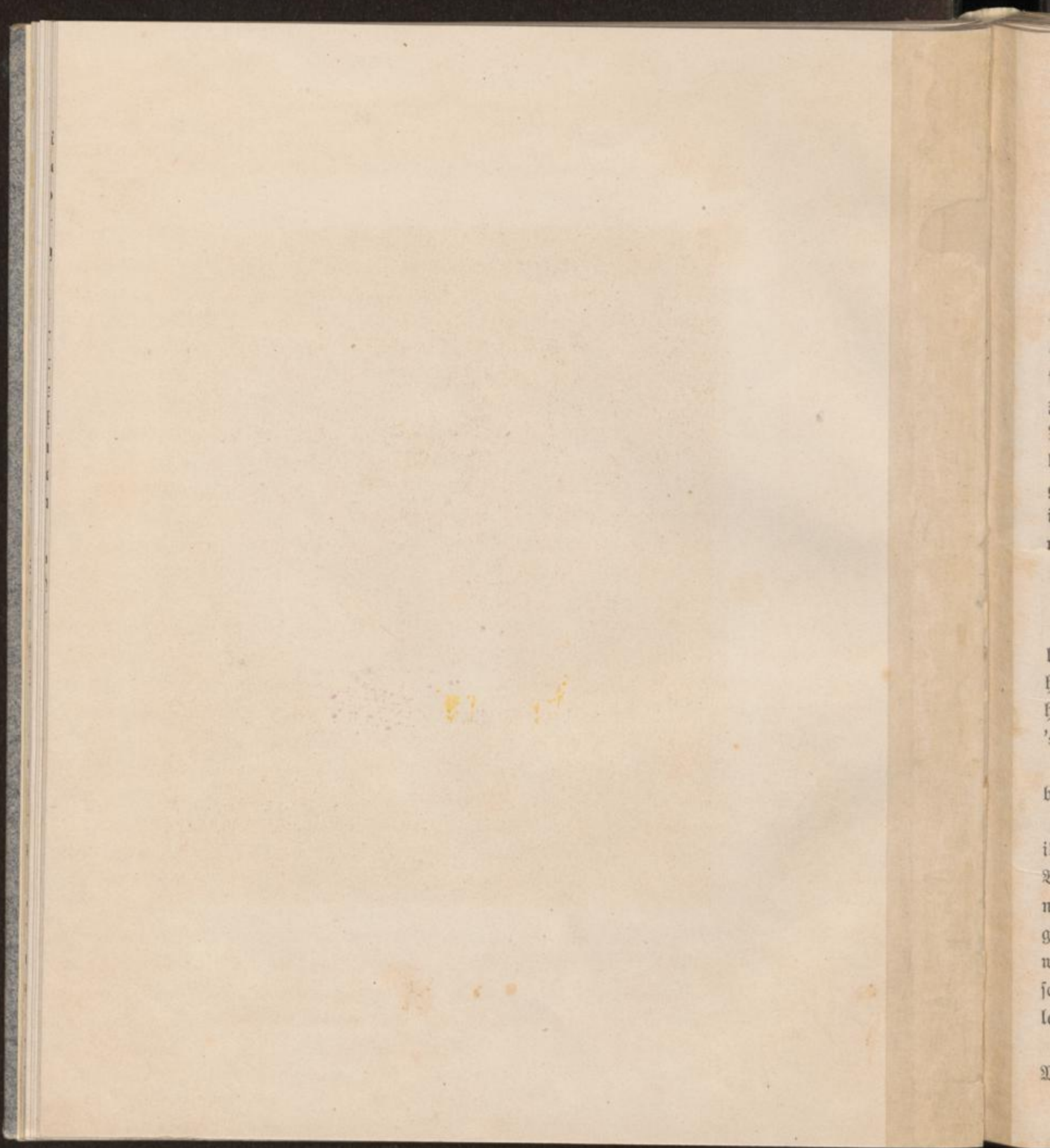
„Da unter'm Baum ist's nicht mehr so heiß,“ tröstete ihn Luischen; „komm, da trink,“ und sie bot ihm Wasser in dem zinnernen Becherlein, das sie mitgenommen. „So, gelt jetzt hast keinen Durst mehr?“ fragte sie, als er getrunken hatte.





Lith. Anst. v. A. Gattermicht in Stuttgart.







„Aber Hunger,“ heulte Peterle.

„Weißt, die Mhne hat mir ja für jedes ein Stück Kuchen mitgegeben,“ sagte Luischen; „Martin und ich, wir essen unsres erst im Vesper, aber dein's will ich dir gleich geben, wenn du so Hunger hast.“

„Aber dann hab' ich nachher kein's mehr,“ heulte Peterle.

„Ich geb' dir ein wenig von meim,“ sagte das gutherzige Luischen.

„Aber das ist dann so wenig,“ heulte Peterle.

Und so ging's bei Peter den lieben, langen Tag: er heulte über allem, und wenn er gar nichts mehr wußte, über das er heulen konnte, so heulte er erst recht. Gewöhnlich wachte er schon frühmorgens mit Weinen auf. „Willst aufstehen, Peterle?“ fragte die Mutter, „komm, ich will dich anziehen.“ „Nein, im Bett bleiben,“ heulte Peterle. Wenn dann aber die Geschwister auf und fertig waren und draußen bei der Morgensuppe saßen, so fieng Peterle ein ganz neues Stücklein an zu heulen: daß er jetzt kalte Suppe kriege oder gar keine mehr. Manchmal wurde freilich die Mutter oder der Vater ungeduldig und Peterle bekam Schläge: „daß d' auch weißt warum du heulst.“ Dann aber brüllte er so ganz fürchterlich, daß die Leute vom Dorf zusammensprangen und glaubten, es sei irgend ein großes Unglück geschehen; wenn dann des Schulzen Magd sagte: „es ist nichts, es ist nur unser Heulpeterle,“ so gingen sie wieder fort; aber der Schulze ärgerte sich doch und wußte nicht mehr, was er mit seinem unartigen Peter anfangen sollte.

Auf der Wiese hatten sich die Leute im Schatten des großen Apfelbaums zum Ausruhen gelagert und genoßen recht mit Lust ihren Vespertrunk. Peterle schaute hinüber und heulte. „Warum heulst, Peterle?“ fragte das geduldige Luischen abermals. „Drüben trinken sie Most und wir haben kein,“ heulte er. „Komm, wir wollen 'nüber, dann kriegst auch,“ sagte Luischen. „Aber 's ist so weit, und ich bin so müd,“ heulte Peterle.

„Tragen kann ich dich nicht,“ sagte die gute Schwester, „ich muß das Gretchen tragen; aber bleib sitzen, ich will dir ein Becherlein Most herüber bringen.“

Luischen gieng und Peterle heulte vor sich hin, daß er allein blieb. Bald aber sprang er ihr mit noch viel lauterem Geheul nach. „Du, Luischen, ich fürcht' mich, 's hat g'rumpelt unterm Boden, am Baum wo ich geseßen bin.“ „Ach, was wird's rumpeln, du dummer Peterle! komm nur!“ und Luischen zog den kleinen Heuler nach sich, bis zum Baum, wo die Mähder saßen. „Acht geben, daß unser Heu nicht naß wird, der Heulpeterle kommt!“ rief der Knecht. Das gab natürlich wieder ein neues Concert bei Peterle; die Leute achteten aber nicht so viel drauf, sie lachten und scherzten untereinander und hatten große Freude an dem kleinen Gretchen, das Alle so herzlich anlachte und doch wieder seine fetten Händchen so vergnügt nach der freundlichen Schwester ausstreckte.

Eine Weile war sogar Peterle still, als der Knecht ihm von seinem Most zu trinken gab und Martin ihm einen hohen Thron von frischem Heu baute.



„Siehst, Peterle,“ sagte der Knecht, „du kannst ein ganz netter Bub sein, wenn d' nicht heulst, ich will dich auch heut Abend auf meinem Braunen reiten lassen.“

„Dann könnt' ich runter fallen,“ fieng Peterle wieder an zu heulen. „So bleib unten!“ sagte ärgerlich der Knecht. „Aber dann lacht ihr mich aus!“ heulte Peterle abermals; kurz, dem Peter war nicht zu helfen.

Natürlich lachten ihn nun die Andern erst recht aus, und Peterle zog sich weinend und schmollend unter den Birnbaum zurück, obgleich es vorhin unter dem Boden gerumpelt hatte.

Von dem alten Birnbaum erzählten die Leute freilich allerlei. Man sagte, daß unter den Wurzeln des Baumes der Eingang verborgen sei zu dem Hause der Erdmännlein und daß sie vor langen Jahren in mond hellen Nächten da oft heraufgestiegen seien, um heimlich fleißigen Menschenkindern zu helfen. Es waren aber nur ganz alte Leute, die das noch erzählten, die jungen wollten und wußten nicht mehr viel von den Erdmännlein.

Auf der Wiese arbeiteten sie fleißig weiter bis zum späten Abend, Luischen ging früher nach Haus mit dem kleinen Schwesterlein, auch die Mutter, um das Abendessen für die Mähder zu rüsten; der Schulz war vorher schon abgerufen worden. So bekümmerte sich niemand mehr um den heulenden Peterle unter dem Birnbaum. Erst als daheim Alle sich um den Tisch setzten, auf dem die große Suppenschüssel dampfte, da fragte der Vater: „Wo ist denn der Peterle?“ „Er wird noch draußen heulen,“ sagte der Knecht gleichmüthig. „Run, dazu wär's zu spät,“ sagte der Schulz; „geh du hinaus, Martin, und seh nach ihm, am Ende ist er unter dem Baum eingeschlafen.“

Martin hatte nicht große Lust, müde wie er war, noch einmal auf die Wiese zu gehen, aber er hatte gelernt dem Vater auf's Wort zu folgen; sein guter Freund, Nachbars Adam, ging mit ihm, denn ein klein wenig fürchtete sich Martin doch, so spät allein hinauszugehen auf die Wiese mit dem geheimnißvollen Birnbaum.

Da war aber kein Peterle, sie mochten rufen wie sie wollten; es wurde ihnen zuletzt unheimlich und sie sprangen heim, so geschwind sie konnten. „Da wird unser Peterle in's obere Dorf gegangen sein zu seiner Dote (Pathe),“ sagte die Magd, „das thut er oft, wenn er bei uns trüzt.“ Peterles Dote im obern Dorf war eine freundliche alte Bäurin, die nur zu gut gegen den kleinen Jungen war und ihn bei seinen unnöthigen Thränen immer noch tröstete: „O du armer Peterle, was haben sie dir wieder gethan?“ Das rührte und bewegte dann den Peterle so, daß er sich selber erschrecklich dauerte und immer ärger heulte. Die Dote brachte ihm dann schöne rothe Äpfel, die sie für ihn gespart, oder gar ein Biskuitörtchen, das sie ihm aus der Stadt gebracht, bis endlich seine Thränen getrocknet waren. Deshalb ging Peterle gar gern und oft zu der Dote und hatte auch schon manchmal bei ihr geschlafen, so daß auch diesmal jedermann ruhig war über ihn, nur die Mutter nicht ganz.

Die schickte am andern Morgen noch vor der Schule Luischen zur Dote hinauf, um nach Peterle zu fragen. Die Dote hatte ihn gar nicht gesehen. Nun erst fieng man an, an allen Enden



und Orten nach Peterle zu suchen. Rings um die Wiese, wo er zuletzt gewesen, war lauter ebenes Land, da konnte ja doch das Büblein nicht verloren gegangen sein, — aber das Wasser war nicht gar weit weg von der Wiese! Peterle war sonst gerade nie zu nah an's Wasser gegangen, weil er ein Bischen furchtsam war, — es konnte ja aber doch sein! So fuhr der Fischer mit seinem kleinen Schiffein auf dem Wasser herum und stupfte mit seiner Stange da und dort in die Tiefe, aber kein Peterle lag da drunten.

Das ganze Dorf suchte nach dem Peterle weit umher, aber niemand hat ihn gefunden. Seine Eltern und die Geschwister waren gar sehr betrübt, dem Martin fiel es schwer auf's Herz, daß er seinem Peterle, wenn er gar so sehr geheult, oft gedroht hatte: „gieb acht, die Bären kommen und fressen dich, wenn du so heulst!“ oder: „sieh zu, der Wassermann zieht dich noch hinunter mit seinem langen Haken!“ Wenn das nun wahr geworden wäre! Martin nahm sich vor, in seinem Leben nie mehr mit so argen Dingen zu spassen; er sagte es aber keinem Menschen, weil er fürchtete, er sei Schuld daran, daß der Bruder verloren gegangen; wie? das wußte er selbst nicht recht.

Man suchte den Peterle noch lang. „Er wird in's Wasser gefallen sein an einem tiefen Ort,“ sagten die Leute, „daß man ihn nicht mehr findet.“ Die Kinder im Dorf, wenn sie Abends auf der Bank vor den Häusern zusammensaßen, redeten noch leise vom Heulpeterle, und wo er wohl hingekommen, und die Mutter und Luischen weinten gar oft und bitterlich um ihn, sonst aber im Dorf war der Peterle bald vergessen.

Peterle war nicht im Wasser ertrunken, es hatten ihn auch nicht die Bären gefressen, aber es waren doch wunderliche Dinge mit ihm geschehen.

Als er damals von den Leuten weg wieder unter den Birnbaum geseßen war, hatte er seine alte Musik wieder angestimmt; er fürchtete sich und unter dem Boden da rumpelte es wieder, er besann sich, ob er nicht davon laufen wolle, aber er war ein Bischen zu faul dazu.

Auf einmal spürt Peterle, daß ihn von unten etwas packt an den Füßen, und es zieht ihn hinunter in ein Loch unter den Boden, viele, viele Stufen hinab. Peterle hat vor lauter Schreck und Angst eine Weile sogar das Schreien vergessen und weiß gar nicht, was das werden will.

Endlich stand er wieder auf seinen Füßen und schaute verwundert um sich. Da war er in einem großen, hohen Gewölbe, viel, viel größer und höher als der große Keller des Alderwirths, in den ihn einmal die Buben mitgeschleppt, worüber er dazumal redlich geschrien hat. An dem Gewölbe aber waren überall helle Lichter oder flimmernde Steinchen, und bei deren Schein sah man eine Menge ganz kleiner Männchen mit alten Gesichtern und langen Bärten, die zum Theil sich geschäftig umtrieben, klopften, hämmerten, zum Theil aber neugierig und verwundert um den Peterle herumstanden. Da Peter nicht wußte, was er thun sollte, so hielt er für's Beste zu heulen, heulte und schrie auch dergestalt, daß das ganze Gewölbe davon widerhallte. Das schien aber den Zwerglein



ungemein wichtig zu sein; sie sprangen von allen Seiten herbei, umringten Peterle, fiengen an zu lachen, zu springen und zu tanzen und riefen im höchsten Vergnügen: „Heul, Peterle, heul!“ Darüber schrie dann Peterle immer ärger, bis er endlich ganz ermattet zu Boden sank. Die Zwerglein hatten Mitleid mit ihm, deckten ihn zu mit weichem Moos und ließen den müden Peterle ruhig schlafen.

Als er aber am andern Morgen aufwachte und statt seines Vaters Stube, wo die Betten der Geschwister standen, wieder das funkelnde Gewölbe über sich sah, da fieng er eben wieder an zu heulen, das war ja auch daheim seine gewöhnliche Morgenmusik gewesen. Alsobald sprang wieder eine Menge Zwerglein herbei, die ihm mit großem Vergnügen zuhörten und dazwischen riefen: „Heul, Peterle, heul!“ Da kam ein anderer Zwerg, etwas größer als die andern, der trug über dem grauen Wämmschen, wie es Alle anhatten, noch ein Mäntelchen mit rothem Sammt gefüttert. „Marsch, ihr Faulenzer!“ rief er, „dort sind eure Hämmer und Meißel! jetzt ist's nicht Zeit zum Zuhören; heut Abend heult euch der Peterle wieder!“ Rasch stoben die Zwerglein auseinander und bald hörte man allenthalben ein eifriges Hämmern und Pochen; Peterle aber hatte diesmal das Schreien vergessen und schaute mit offenem Mund den Zwerglein nach, denen er auf den Abend heulen sollte.

Der Obermeister der Bergleutlein, denn das war das Männchen in dem Sammtmantel, der bot Peterle einen Becher mit prächtig klarem Quellwasser und ein Brod mit Steinbutter bestrichen, mit der weichen gelblichen Masse, die sich oft zwischen Steinen findet, und sagte gutmüthig: „ßß und trink nur, du brauchst nicht immerfort zu heulen, wirst ja so müd.“ Peter hätte die allergrößte Lust gehabt, wieder anzufangen, wenn er an die gute warme Milchsuppe seiner Mutter daheim dachte, und hier sollte er nur Brod essen mit der Steinbutter, die ihm gar nicht appetitlich ausah, und Wasser trinken, aber es war ihm gar so verwunderlich und merkwürdig, er hätte doch gern gewußt, wo er war. „Wo ist denn mein Vater und meine Mutter, und der Martin und Luischen?“ fragte er halb weinerlich, „und was ist's denn da, wo ich bin?“

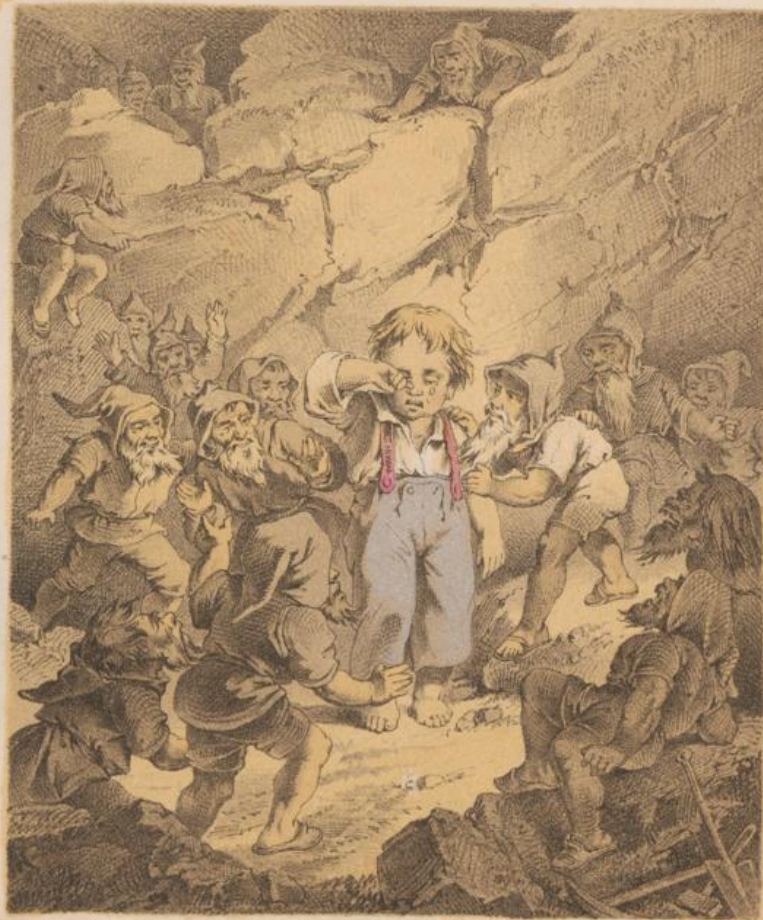
„Du bist bei den Erdleutlein unter dem Boden,“ belehrte ihn der Zwergmeister, „und ein paar von unseren Leuten haben dich herunter geholt, weil sie noch nie haben so schön heulen hören.“ Gar verwundert und trüzig schaute ihn Peterle an, das war ja doch lauter Spott!

„Siehst du,“ fuhr der Zwerg ganz ernsthaft fort, „wir Erdleutlein sind ein gar fleißiges Volk, wir haben immer und immer zu thun und zu schaffen. Wir müssen die Quellen unter dem Boden rein halten und hinausleiten, daß die Menschen oben gute Brunnen haben; manche der Quellen machen wir warm und führen sie über Metalle, daß Kranke droben davon gesund werden; auch müssen wir die edlen Metalle hüten: Gold, Silber und die funkelnden Edelsteine, und sorgen, daß nicht zu viel davon unter die Menschenkinder kommt, denn sie können das nicht vertragen; — du kannst's noch gar nicht verstehen, du kleiner Peter, wie viel wir zu thun haben.“

„Freilich,“ dachte Peter, „der hat's noch nöthig, daß er mich klein heißt, und ist doch selber so ein Buzewaker.“

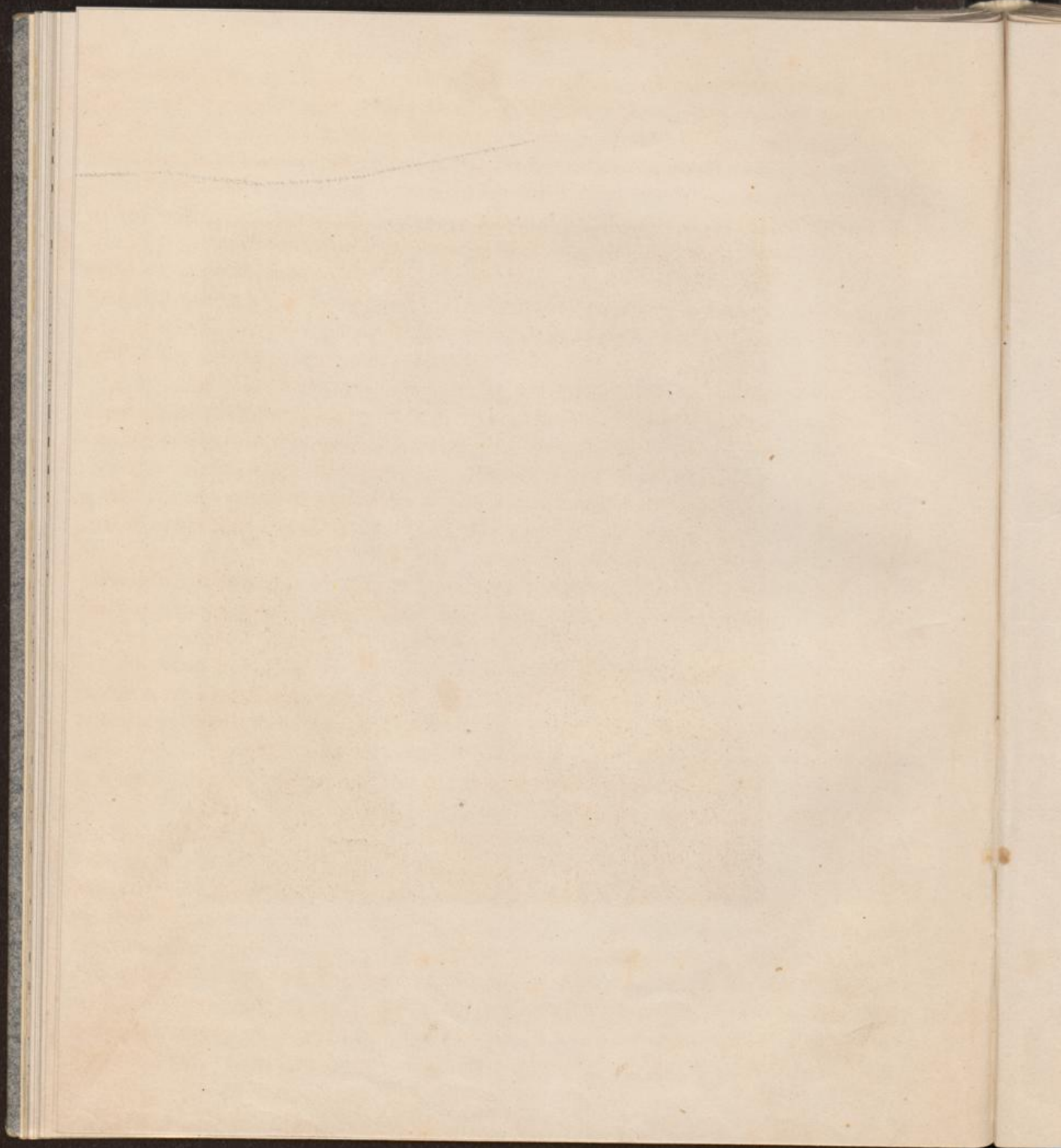


n zu  
über  
atten  
en.  
etten  
r an  
ieder  
esen:  
über  
ttert.  
zum  
nder  
smal  
bernd  
  
der  
chen,  
und  
röfste  
heim  
sfah,  
gern  
en?“  
  
ein  
en.“  
  
tiges  
dem  
der  
den;  
gen,  
; —  
  
über



Lith. Anst. v. A. Göttermicht in Stuttgart.







„Weil wir nun immerfort gar fleißig sind und geschäftig, so sind wir auch immer munter und zufrieden,“ erzählte der Zwerg weiter; „weinen und Klagen hat man bei uns niemals gehört.“

„Kriegt ihr keine Händel?“ fragte Peter, der noch immer nicht wußte, wie er dran war.

„Nein, Händel haben wir nicht,“ antwortete der Zwerg, „da hilft immer Eines dem Andern; wir werden auch nicht krank und sterben nicht, wir dauern so lang die Erde dauert, und wenn sie vergeht, so vergehn wir Alle mit. Vielleicht haben's die Menschenkinder besser, die eine warme Sonne und einen hellen blauen Himmel über sich haben und eine unsterbliche Seele.“

„Da sind nun,“ fuhr das Zwerglein fort, „ein paar von unsern Leuten gekommen, die hatten einer alten Baumwurzel zu trinken gebracht, und sie sagten: da droben sei ein Menschenkind, das könne ganz absonderliche Töne herausbringen, eine neue Art von Musik, heulen heiße man's bei den Menschen. Nun hätten all die Andern das auch gern gehört, drum haben sie dich herunter geholt, und wenn du uns recht schön vorheulst, so sollst du's gut haben bei uns.“

Vielleicht hätte sich Peterle freuen sollen, daß sein Heulen, wegen dessen er daheim immer geneckt und gescholten wurde, da unten noch so geschätzt sei; daran dachte er aber nicht, er hatte groß Mitleid mit sich selbst, daß er da fern von Vater und Mutter und Geschwistern in der dunkeln Höhle den bartigen Zwergen vorheulen solle, und aus lauter Bedauerniß darüber heulte er auch so kläglich, daß die Zwerglein von nah und fern herbeisprangen, um ihn herumtanzten und in höchstem Vergnügen wieder schriegen: „Heul, Peterle, heul!“

„Jetzt heul ich erst nicht,“ sagte Peter trotzig, und biß seine Zähne zusammen. „Ist recht,“ sagte der Zwergmeister, „die Bursche arbeiten mir sonst nicht, ist genug, wenn du auf den Abend wieder heulst.“

„Ich heul gar nicht mehr,“ sagte Peterle noch viel passiger, und biß in sein Brod.

„Muß auch ein saures Geschäft sein,“ sagte mitleidig der Zwergmeister; „sieh, da ist ein Hämmerlein, mit dem kannst du klopfen dort an der Wand, wo wir ein Brunnlein hereinleiten wollen, daß du keine Langeweile hast.“

Peterle klopfte und hämmerte, und wenn's ihm wieder betrüblich werden wollte, so nahm er sich recht zusammen und sagte trotzig vor sich hin: „Und ich heul erst nicht!“

Daheim beim Schultheißer war indessen viel Leid und Jammer um Peterle, den man noch immer nicht gefunden hatte. Jedermann glaubte, er werde ertrunken sein; der Vater, der hatte ihn lang noch gesucht und hatte jetzt auch keine Hoffnung mehr, sein Bublein wieder zu finden. Nur die Mutter und Luisechen sprachen manchmal leise zusammen, es könnte ja doch sein, daß Peter noch lebe, er habe sich vielleicht weit verlaufen und verirrt, oder haben ihn Zigeunersleute gestohlen und es wäre doch möglich, daß er einmal wieder käme; sie glaubten aber selbst nicht recht mehr daran.

Es war Kirchweih, eine gar fröhliche Zeit für Alt und Jung im Dorf, und dazu noch recht



schönes Wetter. Die Ernte war gut gewesen, die Leute hatten fleißig gearbeitet, jetzt wollten sie auch einen fröhlichen Tag. Vettern und Basen von andern Dörfern wurden zu Besuch erwartet, die Kinder standen in ihren schönsten Kleidern, die Mädchen mit frischgeflochtenen Zöpfen auf der Straße und erzählten einander, wie viel Kuchen ihre Mutter gebacken habe.

Bei Schültheißen saßen sie gerade beim Frühstück, die Stube war Tags zuvor schön gepußt und gefegt worden, der Boden mit schneeweißem Sand bestreut, die Fenster spiegelhell und Levkoj- und Nelkenstöcke in prächtiger Blüthe davor. Auf dem Tisch stand die glänzend braune Kaffeekanne und lag ein großer dicker Kuchen; Gretchen saß auf der Mutter Schooß und lachte Alle am Tisch freundlich an, der Mutter aber war das Herz ganz besonders schwer, sie wollte nicht anfangen von dem verlornen Peter, um die Andern nicht traurig zu machen, sie selbst aber konnte nichts andres denken, als: „Wo ist jetzt mein Bublein?“

Da gieng die Thür auf und herein sprang — der Heulpeterle? nein, ein ganz frischer, munterer Bube, mit hellem, lachendem Gesicht, der Peter war's aber doch, und er rief mit fröhlicher Stimme: „Grüß Gott, Vater und Mutter! da bin ich! und heulen thue ich gar nicht mehr.“

„Ist's wahr? Bist du da? Peterle, o du mein Peterle! und wo bist du gewesen? und wo kommst du her?“ so rief Vater, Mutter und Geschwister alle durcheinander, und Gretchen streckte seine Aermchen aus und jauchzte laut auf in das allgemeine Vergnügen.

Luischen aber hatte geschwind einen Stuhl für Peter, schenkte ihm ein Schüsselchen Kaffee ein und schnitt ihm ein mächtiges Stück Kuchen ab. Wenn sie vorher noch nicht gewußt hätten, ob es Peter selbst sei oder sein Geist, so sahen sie jetzt ganz gewiß, daß es der Peterle selber sei, denn so wie es dem schmeckte, so hat 's noch keinem Menschen geschmeckt. Sie hörten eine Weile auf mit Fragen und schauten alle nur ihrem Peterle zu, wie er hineinschob und biß auf beiden Backen, und sie dazu ansah mit lachenden Augen.

Endlich hatte er sein Frühstück beendet und nun mußte er Allen ringsum einen Patsch, d. h. einen tüchtigen Handschlag geben und mußte erzählen, wo er herkam und wo er die ganze Zeit über gewesen war, und es fanden sich noch Nachbarkinder ein, so viel nur die Stube fassen konnte, die hatten den Peter sehen durch's Dorf laufen und wollten Alle jetzt wissen, wo er denn so lang geblieben. Da sperren sie erst Mäuler und Nasen auf, als ihnen Peter erzählte von dem wunderbaren Gewölbe der Zwerglein, und was die alles thaten dort unten; er schämte sich freilich ein Bißchen, zu sagen, daß ihn die Zwerglein gestohlen, weil er so gut schreien konnte, und daß er ihnen hatte Heulmusik machen müssen, aber doch erzählte er's ehrlich, und wie ihm da drunten das Heulen entleidet sei.

Sie hatten ihn freilich viel länger behalten als er gemeint, denn das Heulen war gar oft wieder gekommen; er hatte aber dabei doch auch vielerlei von dem wundersamen Haushalt der kleinen Leute drunten gesehen und manches von ihnen gelernt. Aber ganz bei ihnen bleiben, das



wollte er doch nicht, und der Oberzweig hatte am Ende befohlen, daß sie ihn wieder hinaufbringen mußten, an dem nämlichen alten Birnbaum, wo sie ihn im Frühling hinunter gezogen.

Man hätte es dem Peter fast nicht geglaubt, obgleich er immer ein wahrhaftiges Bublein gewesen; die Zwerge hatten ihm aber ein ganzes Lederfäcklein voll wunderbar flimmernder Steinchen und Metallstufen geschenkt, daran hatten all seine Kameraden große Freude. War auch ein wenig Gold- und Silbererz dabei, aber nicht viel. „Brauchst kein Zwergengold,“ hatte der Oberzweig gesagt, „sei du brav und fleißig, so kannst du einmal gewinnen, so viel du brauchst,“ es war nur wegen der Rarität.

Und Peterle ist ein frischer und fröhlicher Bub geblieben und ein tüchtiger Bursche geworden, kein Mensch hat ihn mehr Heulpeterle genannt. Er hatte bei den Zwerglein gelernt, daß fleißig Arbeiten munter erhält, und hatte als kleiner Bub schon zugegriffen, wo er etwas helfen und thun konnte, so hatte er auch nie Sachen verdorben oder zerrissen, was andre unnöthige kleine Jungen oft aus lauter Langerweile thun; er hatte bei den Zwerglein auch das gelernt, daß man die kleinsten Dinge schonen muß, — Peterle wurde ein ganz beliebter Bub im Dorf, auch als er größer wurde und man ihn Peter hieß, und die Leute thaten auch ihm zu lieb, was sie konnten.

Im Dorf hörte man seither nicht mehr viel unnöthig schreien und heulen; wenn ein Kind anfangen wollte, so rief die Mutter: „Sieh acht, dich holen die Erdleutlein, daß d' ihnen heulen mußt!“

Peterle hat von den Zwergen nichts mehr gesehen, aber wenn er gleich nicht gar gern bei ihnen gewesen ist, so hat er doch von da an eine Zuneigung zu Gestein und schimmerndem Bergkristall behalten, ist gern in die Höhlen und Berglöcher geschlüpft und hat an den Felsen geklopft nach raren Steinen.

Man sagt, der Peterle sei später noch ein geschickter Mann und sogar ein Professor worden, der allerlei merkwürdiges Gestein gesammelt, und gelehrte Bücher darüber geschrieben habe. Ob's wahr ist, weiß ich nicht gewiß, wenn's aber so ist, so hat er das noch den geschickten Zwerglein zu verdanken gehabt.



## Lieschen und Gretchen.

Die Bäurin hat ihr Lieschen mit auf's Feld genommen und an einen Rain gesetzt, daß sie warten soll, bis um Mittag die Mutter vom Acker herunter kommt und die große Schwester von daheim den Brei bringt. Dem Lieschen ist aber die Zeit lang geworden, so spazierte sie langsam herunter bis an den Balken, der den Weg auf die Straße sperrt, daß die Leute nicht muthwillig in's Korn laufen. Da lehnte sie sich drauf und schaute herunter auf den Weg. Es war heiß, und zum Herumspringen hatte sie keine Lust, war auch kein Kind da, mit dem sie hätte herumspringen können. Aber hinter ihr flog ein Vögelein mit hellem Gesang in die Luft, und vor ihr auf dem Baum saßen zwei Vögelein dicht neben einander, davon schrie das eine nach Herzenslust und das andere hörte ihm zu und dachte: „Geltet, mein Kameräble das kann's!“

Das Lieschen hatte gar kein Kameräblein; ihr Vater wohnte auf dem Hof, der eine halbe Stunde vom Dorf entfernt war, und Lieschen sollte nicht weit weg laufen, weil sie noch klein war. So war sie immer ganz allein, Geschwister hatte sie keine, Spielsachen hatte sie auch nicht viel, nur eine alte Puppe von ihrer Pathe, die hatte aber keine Nase mehr. Der Hofbauer war ein reicher Mann, aber Niemand dachte daran, dem Kind Spielsachen zu kaufen; auch hatte Lieschen nicht so viel Langweile, wie viele reiche Kinder bei einer Menge schöner Sachen. Es gab daheim allerlei für sie zu thun: Bohnen aushülsen, Welschkorn ausbrechen, Steinchen im Gartenland herauslesen, und sie war dazu allzeit flink und willig. Aber manchmal wäre sie doch auch gar zu gern mit andern Kindern herumgesprungen, und freute sich, bis sie in die Schule dürfe, wo so viel Kinder sind.

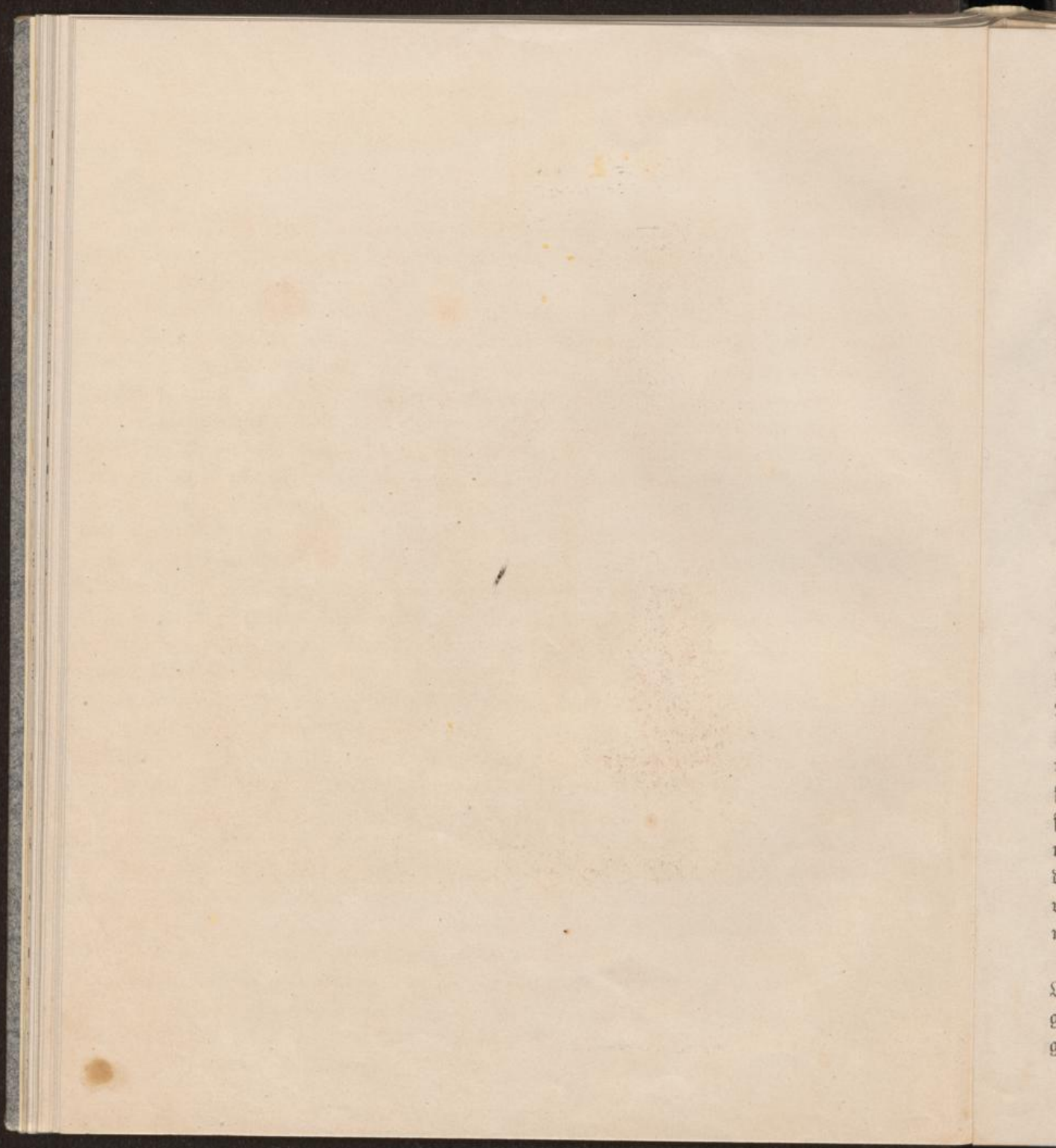
Wie sie so dasteht und auf den Weg schaut, da kommt des Schäfers Gretchen aus dem Dorf und führt ein Schäflein vorsichtig an einer Schnur und hat einen langen, langen Reissteden in der Hand, mit dem sie es treibt. Ach, so ein Schäflein eigen haben, das muß was Schönes sein! und recht sehnsüchtig sieht das Lieschen hinunter; ihr Vater hat freilich auch Schafe, aber die waren beim Schäfer, und er würde sie nur auslachen, wenn sie eins für sich allein wollte.





Lith. Anst. v. A. Gattermeist in Stuttgart







„Was thust?“ fragte sie das Gretchen. „Na, mein Hammel treib' ich auf die Waid.“ „Gehört's denn dein?“ „Ja, drum ist's krank gewesen, da hab' ich's in die Stube genommen und jetzt hat's der Vater mir gelassen.“ „Aber du schlägst's doch nicht mit dem Stecken?“ „Bewahre, ich treib's nur ein Bißchen, wenn's nebenein will in's Feld; komm, Hammel!“ Wie aber das Gretchen weiter will, sieht sie, wie betrübt ihr Lieschen nachsieht, und fragt: „Willst mit?“ „Freilich will ich!“ ruft das Lieschen seelenvergnügt und springt herunter. „So, führ' du das Hammel und ich nehme den Stecken,“ sagt Gretchen, „nachher nimmst du den Stecken und ich das Hammel.“ O, wie vergnügt war Lieschen! es wollte gar nicht weiter gehen, immer zu dem Schäfchen hinsitzen und es streicheln, es holte ihm Kornblumen und Acker Schnallen zum Fressen, weil es meinte, die müssen am Besten schmecken; Gretchen aber sagte: „Du Dumms, Gras frißt's lieber.“ So ließen sie denn das Hammel am Rain fressen und lachten, wie's ihm so wohl schmeckte.

Da hörte man vom Dorf Mittag läuten, und Lieschen sagte: „Jetzt muß ich aber springen, meine Katherine bringt's Mittagessen und die Mutter wird mir rufen; wirst auch heim müssen, deine Mutter wird gekocht haben?“ „Ich habe keine Mutter,“ sagte Gretchen; „wenn der Vater mit den Schafen fort ist, bin ich bei der Dote, und die ist heut im Taglohn draußen, aber sie hat mir ein Stück Brod in Sack geben,“ und sie wollte sich mit ihrer Mahlzeit an den Rain setzen. „Komm mit!“ bat Lieschen, „wir haben Brei, da mußt miteffen.“ „Brei?“ sagt Gretchen und ihre Augenlein glänzen vor Vergnügen, „das ist gut! aber ich bin nicht so keck, deine Mutter möchte schelten.“ „Ei, komm du nur!“ und Lieschen zog Gretchen und Gretchen zog das Hammel, bis sie an den großen schattigen Apfelbaum auf dem Acker kamen, unter dem schon die Mutter mit den Schmittern saß und wo eben Katherine die große dampfende Breischüssel hingestellt hatte. „So, Lieschen, kommst endlich,“ rief die Mutter, „wen bringst denn mit?“ „Ach, des Schäfers Mädchen vom Dorf, Gretchen heißt's, die läßt mich mit ihrem Hammel spielen, sie hat keine Mutter und sie haben heut nicht gekocht, gelt, sie darf mit uns essen?“ „Warum nicht?“ sagte die Bäurin, „es wäre schlimm, wenn's nicht noch für so ein kleines Mäulchen weiter reichen sollte.“ So setzte man sich im Kreis um die Schüssel, aber für Gretchen war kein Löffel da. „Wir essen miteinander,“ sagte Lieschen und gab ihr den Löffel, so aßen sie, Gretchen einen Löffel voll, dann Lieschen, dann wieder Gretchen. Gretchen war zu Anfang gar unkeck, nach und nach aber griff sie herzhaft zu, der Brei schmeckte so herrlich! Die Base daheim nahm immer noch Wasser dazu und der da war von der schönsten lautern Milch; als die Schmittler satt waren, durften die zwei kleinen Mädchen miteinander noch die Schüssel auseffen.

Nun waren sie auch recht satt und trieben ihr Hammel miteinander auf die Wiese, die Lieschens Vater gehörte. Das freute Gretchen, daß ihr Schäflein auch einmal auf einer recht großen Wiese fressen durfte. Sie setzten sich an den Rain und ließen es los von der Schnur allein grasen und fangen, so lang sich's das Schäflein schmecken ließ:

Wilderemuth, Aus der Kinderwelt. 2. Aufl.

iflein  
flein,  
paar  
t die  
ibes-  
s die  
amele

Gelt,  
st du

t den  
r mit  
feine  
feine  
etchen  
I das  
kinder  
helfen  
lecken.  
l, und

ion so  
ür die  
Sucket,

varme  
ig die  
reut.



Hammele mäh,  
 Wo bist gwesh?  
 Auf der Waid.  
 Was hast gseh?  
 Nix als lauter Hammele mäh.

Und als das Schäflein satt war, kam es von selbst und legte sich bei den Kindern in's Gras und die Kinder schliefen auch ein, so süß und fest, daß sie erst aufwachten, als die Sonne schon nahe am Untergehen war.

Von da an war gute Freundschaft zwischen Lieschen und Gretchen. Wenn Gretchen nicht mit dem Schäflein herauf kam, so ging Lieschen zu ihr hinunter und fragte nach ihm, dann führten sie es auf die Wiese und ließen es nachher am Bach trinken, auch bauten sie ihm selbst ein Ställchen und sprangen mit ihm herum, daß es eine helle Luft war.

Gretchen wurde fast der tägliche Gast auf dem Bauernhose. Damit Lieschen bald fertig werde, half sie ihr bei all ihren kleinen Geschäftlein und lernte bei der reichen Bäurin mehr arbeiten, als daheim bei der armen Base, die immer als Tagelöhnerin fort war und sich gar nicht Zeit nahm, das Kind etwas zu lehren.

Wenn die Bäurin die Näherin hatte, um Kleider und Hemden für Lieschen zu machen, so sagte sie wohl: „Da, schneid' Sie dem kleinen Stumperle da auch eins, wird schon noch langem.“

Im Winter war's gar nicht so schön, da mußten sie das Hammele in Gretchens Stube behalten, denn im großen Stall that es nicht gut. Der Vater machte ihm ein eigen Ställchen zurecht, da trugen die Mädchen Stroh und Heu zu, daß es warm wurde, und Lieschen brachte ihm von daheim schön zart Heu zu fressen.

Aber das war eine Freude, als der Schäfer am ersten schönen Tag mit seiner Heerde wieder auszog und hindendrein Lieschen und Gretchen mit ihrem lieben Hammele! Das war so groß geworden, fast wie ein rechtes Schaf und hatte einen prächtig dicken Pelz, aber schön weiß war's gar nicht, o nein, ganz garstig schmutzig und gelb. Die zwei Mädchen hätten's gern auch schön gehabt und wollten's in den Bach führen und waschen, aber das war dem Hammele eine schlechte Ehre, das schrie mäh, mäh und sprang den Mädchen davon und am Ende war das Lieschen und das Gretchen über und über naß und das Schäfchen fast trocken und so schmutzig als zuvor. Gretchen ist ganz böse und sagt: „Du dummes Thierlein, jetzt geschieht dir's auch recht, wenn dich die Leute auslachen;“ ich glaube, sie hätte es geschlagen, wenn es Lieschen gelitten hätte.

Aber mit dem Frühling mußten die Mädchen in die Schule, da durften sie nicht mehr den ganzen Tag hinter ihrem Schäflein drein laufen. Das war zuerst ein Jammer, was man jetzt mit dem Hammele anfangen sollte! Aber sieh da, das Schäflein zottelte hinter den Mädchen drein wie ein Hündchen und wartete an der Thüre des Schulhauses und fraß derweil das Gras ab, das an der alten Mauer des Schulgartens wuchs, bis es wieder lustig mit ihnen heimspringen durfte.



Wie es recht heiß wurde, sagte der Vater einmal zu Gretchen: „Heut bring dein Schäflein mit an den großen Mühlbach, dann wird dir's gewaschen.“ Die Mädchen kamen mit dem Schäflein, war ihnen aber ein bißchen Angst, was mit ihm geschehen sollte. Da standen im Bach ein paar starke Männer und der Schäfer kam mit allen seinen Schafen und er und sein Knecht trieben die Schafe mit Gewalt in den Bach, die hatten aber gar keine Lust und schrieen mäh, mäh aus Leibeskräften, auch das eigensinnige Hammele mußte hinein, so sehr es schrie, und drinnen packten es die Männer und rieben und wuschen und säuberten es, daß es eine Art hatte und das arme Hammele immer jämmerlicher schrie.

Endlich durfte es wieder heraus, jetzt sah es ganz schön weiß, und Gretchen sagte: „Gelt, du streitiges Hammele, das geschieht dir recht, hättest du dich von uns waschen lassen, so wärst du nicht von den Männern so rumgepufft worden.“

Aber am Nachmittag da ging's dem armen Hammele noch schlimmer, da mußte es mit den andern Schafen auf die große Wiese beim Schafstall. Da saßen viel Männer und Weiber mit großen Scheeren; dem Schäflein, so sehr sich's auch wehrte, wurden, wie den andern Schafen, seine Füße zusammengebunden, eins der Weiber nahm es auf den Schooß und fing an, ihm seine Wolle abzuschneiden. Diesmal war es recht geduldig und rührte sich kaum, Lieschen und Gretchen aber standen mit großem Mitleid dabei und weinten laut, als das ungeschickte Weib einmal das Schäfchen in die Haut geschnitten hatte, daß es blutete. Das ging aber auch vorbei und die Kinder durften ein ganzes Tuch voll seine Wolle von ihrem Schäfchen auslesen, sie trösteten und streichelten jetzt das arme Thierlein, sie brachten ihm die besten frischen Kräuter und gaben ihm Salz zu lecken. Zuerst schien's ihm nicht recht wohl in seiner nackten Haut, aber bald wurde es wieder lustig, und es schien ihm jetzt selbst zu gefallen, daß es so ein leichtes Sommerkleid habe.

Die Wolle brachten sie der Bäurin. Die verwunderte sich recht, daß das Hammele schon so viel getragen habe, und ließ sie fein spinnen, das gab auf den Winter prächtige Strümpfe für die Mädchen, die ihnen gar wohl thaten; und sie zeigten allen Kindern ihre Füße und sagten: „Guckt, das ist Wolle von unserem Hammele!“

Das Hammele ist groß und alt und ein Hammel geworden, seine Wolle hat später gute, warme Kleider für die Mädchen gegeben. Das Lieschen und Gretchen aber sind all ihr Lebenlang die besten Freundinnen geblieben und wo Einem etwas Gutes geschah, hat's das Andere mit gefreut.

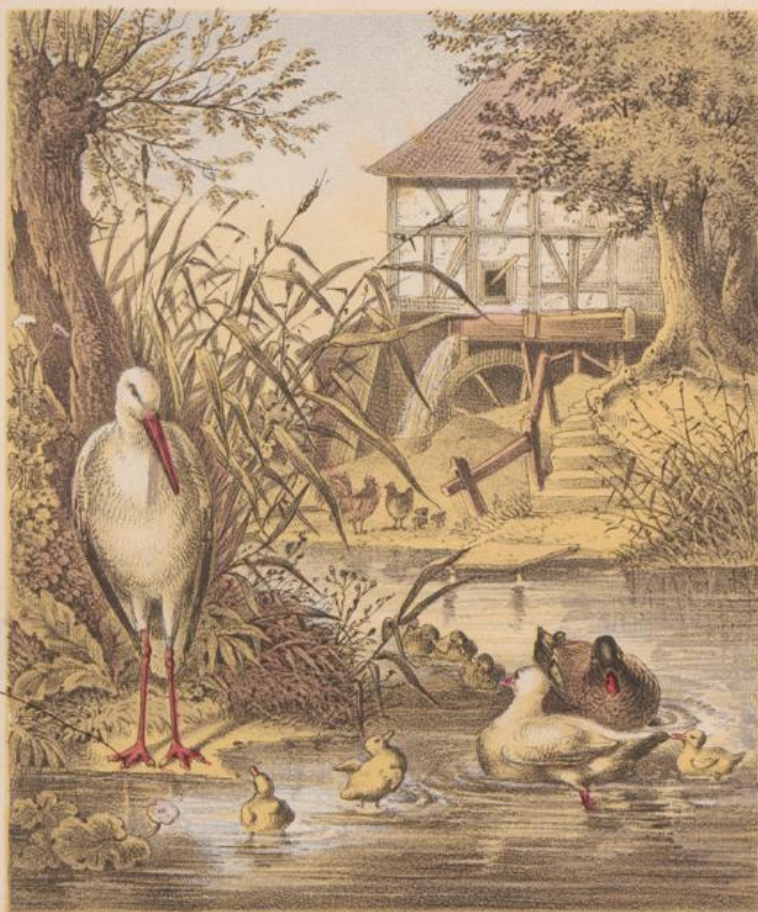


## Klapperstorch und Entlein.

Es war ein gar schöner Tag, so recht im Frühling, Schneeglöckchen gab's keine mehr, auch die Schlüsselblumen waren fast ganz verblüht, aber Heckenröschen und Holberblüthen in Menge, da wackelte der Herr Entrieh und die Frau Ente ganz behaglich mit ihren Kleinen an den Bach, bet an der Mühle vorüber fließt. Die jungen Entlein waren erst vorgestern ausgeschlüpft und durften heut schon eine Lustreise machen; nicht wahr, die haben's doch gut? Es hatte die Frau Ente Mühe genug gekostet, bis die kleinen Dinger mit ihren runden Schnäbelein endlich zum Ei herauskriechen konnten. Nicht viel Enten haben die Geduld zum Ausbrüten, darum legt man die Enteneier meist einer Henne zum Brüten unter; das hätte sich aber die Frau Ente gar nicht nachsagen lassen, daß andre Leute ihre Eier ausbrüten, und jetzt, wo es gelingen war, hatte sie auch eine rechte Freude an dem kleinen Volk. Sieben Entchen waren's, alle gelblich, mit ganz zarten, weichen Federlein, kein Mensch wußte noch, wie sie wohl später werden, ob so schön bräunlich, mit dunkelgrünem Kopf, wie der Papa, oder so weiß wie die Mama. Den Entlein war das auch ganz gleich, sie watschelten recht ungeschickt hinter den Alten drein und besonders wo es die Staffeln zum Wasser hinunter ging, da hatte die Mama genug zu helfen und zu zanken, bis sie vorwärts kamen.

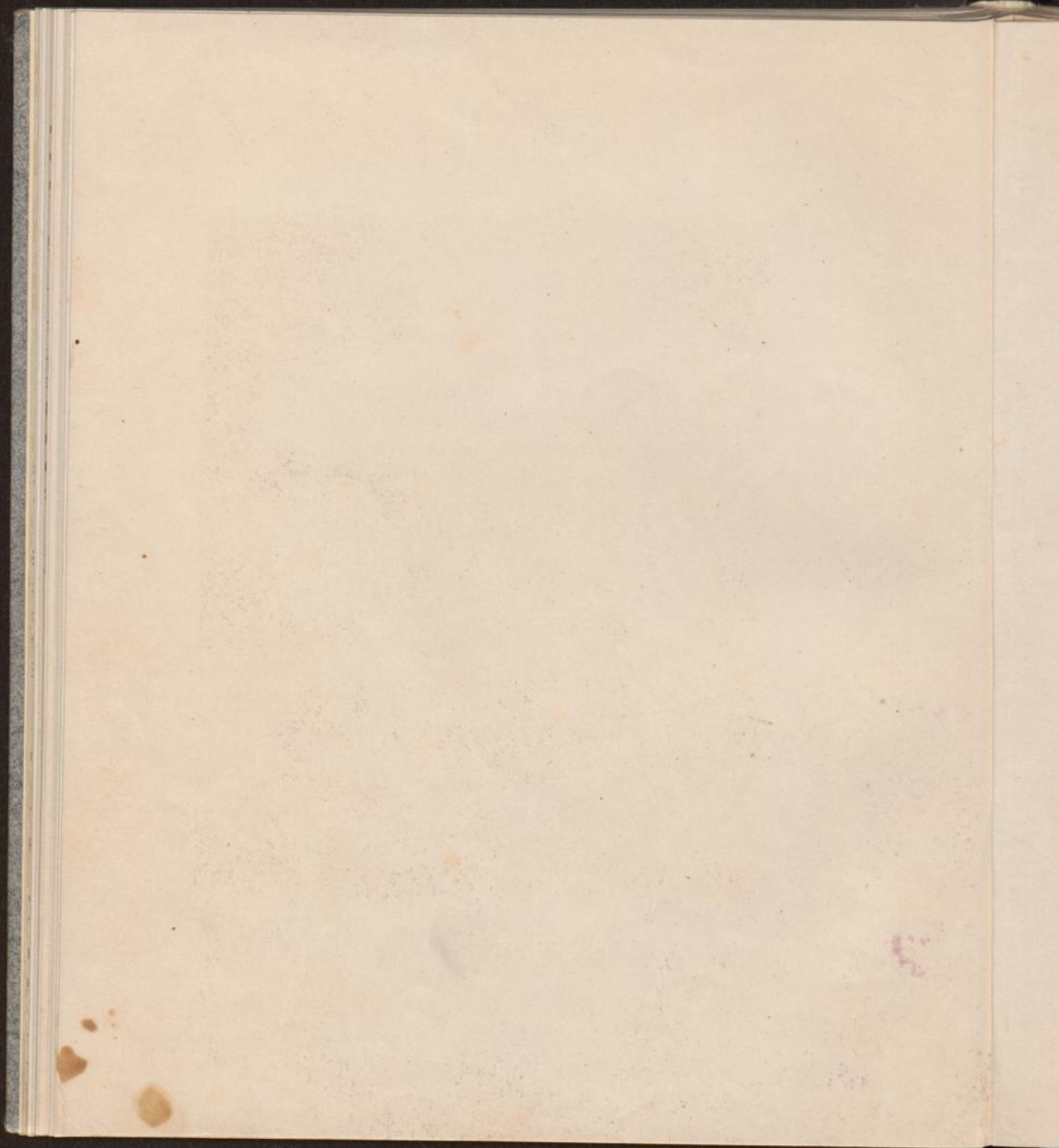
Papa Entrieh, der machte kurzen Prozeß, der drückte sie mit seinem stattlichen Bauch nur so hinunter, Plumps, da waren sie! Und sie sanken gar nicht unter, behüte, sie blieben oben, und wie sie sahen, daß sie wie Papa und Mama schwimmen konnten, da wurden sie ganz stolz und vergnügt; die Biere, die zuerst ausgeschlüpft waren, die thaten, als ob sie gar nie etwas anders gethan hätten, als schwimmen, und zogen in einer Reihe stattlich hinter dem Papa her; der kleine Buzewaker, der zuletzt ausgeschlüpft war, hielt sich zur Mama, Wikwik und Quankwank aber, zwei kleine Entrieh, schwammen ganz hoffärtig allein voraus. Die Hühner vom Hof, die erst gestern noch die kleinen Dinger hatten herumkrabbeln sehen, die guckten ganz bedenklich zu und sagten zu den jungen Hühnlein: „Daß ihr's euch nicht einfallen laßt, so in's Wasser zu pfludern.“ „Bewahre, Mama,“ trächten die Kleinen und sehten sich furchtsam zu Boden.





Lith. Anst. v. A. Gattermeier in Stuttgart







Wie die Frau Ente sah, daß es mit dem Schwimmen so vortreflich ging, wurde sie sehr vergnügt und schickte sich an, die kleine Brut das Untertauchen zu lehren, damit sie ihr Frühstück selbst aus dem See hole, seither hatten sie noch die Kinder mit Brodkrumen gefüttert. Da erschien am Seeufer ein stattlicher Storch mit langen gelben Beinen und einem langen, spitzen Schnabel, der schaute ganz bedächtig auf das kleine Volk.

Wikwik streckte sein Köpflein in die Höh und sperre den Schnabel auf vor Verwunderung. Quankwanf aber der schämte sich ganz, daß er so kurz und dick sei und so einen kleinen runden Schnabel habe; da streckte er sich nach Leibeskräften, der kleine Kerl, und richtete sich im Wasser auf, machte einen langen Hals und glaubte, jetzt sei er auch ein Storch. Das kleine Schlicklein bei der Mutter lachte, Frau Ente aber schämte sich an dem dummen kleinen Burschen und begrüßte den Storch recht höflich. „Sie haben Ihre kleine Familie da, Frau Nachbarin, wie ich sehe,“ fieng der an; er konnte schon Frau Nachbarin sagen, sein Nest war auf der großen Scheune bei der Mühle, „recht kleine nette Leutchen.“ „Geht schon so an, Herr Nachbar,“ sprach Frau Ente, „sie sind eben noch gar jung und ungeschickt; Ihre Störchlein sind freilich viel weiter, ich habe sie gestern schon ganz artig um's Nest fliegen sehen, und Fliegen, das ist freilich in unsrer Familie niemals viel der Brauch gewesen.“ „Das thut auch nichts,“ sagte Herr Storch recht gnädig, „es kann nicht alle Welt fliegen, auf dem Boden müssen auch Leute leben.“

Nun merkte die Frau Ente bald, daß Herr Storch gar zu gern in den Bach gestiegen wäre, um etwas für seine Jungen zu suchen, daß er aber zu höflich war, nur so unter ihre kleine Brut hereinzutreten. „Bitte, Herr Storch, geniren Sie sich doch nicht, hereinzuspazieren,“ rief sie ihm höflich zu; „Kinder schwimmt auf die Seite! der Herr Storch will etwas suchen für seine Kleinen.“ Das war nun den Entlein gar nicht recht, die sich schon auf allerlei ledere Würmlein gespitzt hatten; die vier, die so gut schwimmen konnten, schwammen mürrisch bei Seite, Wikwik und Quankwanf schnatterten aber unverschämt zusammen. Der Entenpapa mochte den Storch gerade auch nicht besonders leiden, er meinte immer, er bilde sich doch etwas ein auf seinen spitzen Schnabel und seine langen Füße, daher machte er nur ein Compliment und sagte: „Wuf, Wuf,“ aber doch machte er ihm höflich Plaß. Frau Ente aber die war ganz artig, zeigte ihm die ruhigeren Stellen am Bach, wo der Grund schlammig war, dann verwies sie den Entlein ihr neidisches Wesen und erzählte ihnen, wie der Weg von der Scheune für die jungen Störchlein noch zu weit sei und wie die sich nun freuen, bis ihr Vater heimkomme, und was sie sagen würden, wenn der nichts heimbringen und wenn er sagen würde: „Da sind so ein paar neidische Entlein gewesen, die haben mich nicht in's Wasser gelassen;“ da wurden die Entlein ganz zufrieden und der naseweise Wikwik gab sogar Grüße an die Störchlein auf. Sie sahen auch bald, daß die Schlänglein und Frösche, die Herr Storch mitnahm, viel zu groß für sie gewesen wären, er hatte aber so viel kleines Gewürm in dem Grund aufgewühlt, daß sie genug zu schmausen hatten.

Von da an war die größte Freundschaft zwischen der Storchens- und Entenfamilie, obgleich



der Herr Storch lieber an stehenden Wassern und sumpfigen Wiesen die Mahlzeit für die Kleinen holte. Auch die Frau Störchin mit ihren Jungen kam hie und da, die konnte sich aber nicht so gut mit der Frau Ente unterhalten; Wikwik und Quankwank steckten oft vor Lachen die Köpfe unter's Wasser über dem gravitätischen Wesen der kleinen Störche, und wenn die sich groß machten mit ihren langen Schnäbeln und Füßen, so riefen die Entlein: „Schwimmt einmal, wenn ihr was könnt!“ da riefen die Störchlein: „Fliegt ihr einmal!“ und so gab's allerlei Streit, in dem Herr Storch und Frau Ente immer Frieden stifteten.

So verging der Frühling, die Entlein bekamen Federn, wie große Vögel, und Frau Störchin sprach schon von ihrer baldigen Abreise, weit, weit weg nach Egyptenland. Da sagte eines Abends der alte Storch zur Frau Ente: „Kommen Sie morgen recht früh mit den Kleinen an's Wasser, wenn sie eine kleine Reise nicht fürchten, so will ich ihnen was schönes zeigen.“ Da war das neugierige Entenvölklein vergnügt! In aller Frühe plätscherten sie schon im Bach, eh es recht Tag war, obgleich das Wasser noch gewaltig kalt war. Herr Storch ließ nicht lang auf sich warten, die kleinen Störche durften diesmal nicht alle mit, nur das älteste Söhnchen. Herr Storch schritt am Ufer hin, die Enten schwammen hinunter. Herr Entrich war nicht so neugierig und stand nicht gern so früh auf, der war daheim im warmen Stall geblieben, ein paar von den Jungen auch.

Bald mußten die Enten den Bach verlassen und den Landweg einschlagen, da ging's etwas langsam und die kleinen Enten wurden entsetzlich müde, aber wenn die Mama sagte: „Kinder, bleibt ihr da sitzen, bis ich mit dem Herrn Storch zurückkomme,“ da schnatterten sie und wackelten so geschwind, als ob sie erst an's Land gestiegen wären. Endlich kamen sie an einen kleinen klaren See, der von schönem grünem Gebüsch umwachsen war, Herr Storch führte sie auf einem schmalen Wege dadurch; die kleinen Enten wollten nur geschwind in's Wasser plumpfen, der Storch wehrte ihnen aber ernsthaft und hieß sie ganz, ganz still sein. Nun bog er mit seinem Schnabel sachte die Seerosen auseinander, die auf dem Teiche schwammen und ließ sie hinunter sehen. Ach, wie wunderbar! Da lagen in dem Grunde des blauen Wassers in gläsernen Wieglein viel, viel kleine Menschenkinder, die schliefen, und das klare Wasser murmelte nur leise über sie hin und die Vögelein im Ufergebüsch sangen sachte, sachte, liebliche Weisen, daß die Kindlein fortschliefen.

Da streckten die Entlein ihre naseweisen Schnäbelein hinaus und guckten verwundert, so was Schönes hatten sie noch nicht gesehen.

Der Storch aber sagte seinem Störchlein: „Sieh, da ist der Kindersee, wenn ich sterbe in Egyptenland, so erbst du mein Nest; da siehst du nun, wo du die Kindlein holen darfst.“ Und ganz sachte schritt der Storch hinein, pickte so ein gläsernes Wieglein auf und nahm das eingewickelte Kindlein drin in seinen Schnabel, dann flog er langsam damit durch die Luft dem Hause zu und der junge Storch hinterdrein. Die Enten aber guckten ihnen noch lange nach und verwunderten sich, dann wackelten sie langsam heimwärts.



Die Müllerskinder, die seither so gern mit den Enten gespielt, kamen von jetzt an gar nicht mehr so oft, und der kleine Karl sagte am andern Tag: „Ihr dummen Schlicker, wißt nur, ich habe ein Schwesterlein bekommen!“ Der Wikwik schrie: „Denk nur, das wissen wir schon lang, wir haben's vor dir gesehen!“ aber der Karl versteht die Entensprache nicht.

Als man nach acht Tagen das Schwesterlein zur Taufe trug, da war die Storchensfamilie schon zur Abreise gerüstet und klapperte noch lustig vom Dach herunter. Die Enten aber wackelten hinter dem Taufzug drein, fast bis an die Kirche; sie meinten, sie haben das Kindlein auch bringen helfen, weil sie dabei gewesen waren, wie's der Storch geholt hatte.



## Ein Wintertag.

Es ist Winter und grimmig kalt, der Bach ist eingefroren und die Wiese zugeschneit, man sieht keine Vögelein mehr auf den Bäumen, nur ein paar hungrige Spätzchen, die auf ein Körnlein lauern, und hie und da einen schwarzen Raben.

Ganz draußen im Dorf steht die Hütte Michels, des Tagelöhners, da sind heut die Fenster noch nicht aufgefroren und das kleine Madele, des Michels jüngstes Kind, sitzt den ganzen Tag hinter dem Ofen, der ist aber nicht sehr warm, und der Mutter werden die Finger fast steif beim Spinnen, und doch will sie heut noch fertig werden, denn morgen ist's Sonntag.

Jetzt kommt der Michele und das Kätherle aus der Schule heim und die Kleine springt ihnen vergnügt entgegen, die Zwei hüpfen und trappen aber ganz gewaltig vor der Hausthür, um den Schnee abzuschütteln, dann eilen sie in die Stube, die ihnen noch warm vorkommt im Vergleich mit der Kälte draußen, da fangen sie wieder an zu tanzen und zu trippeln, um ihre Füße zu erwärmen, daß Madele laut auflacht und mithüpft.

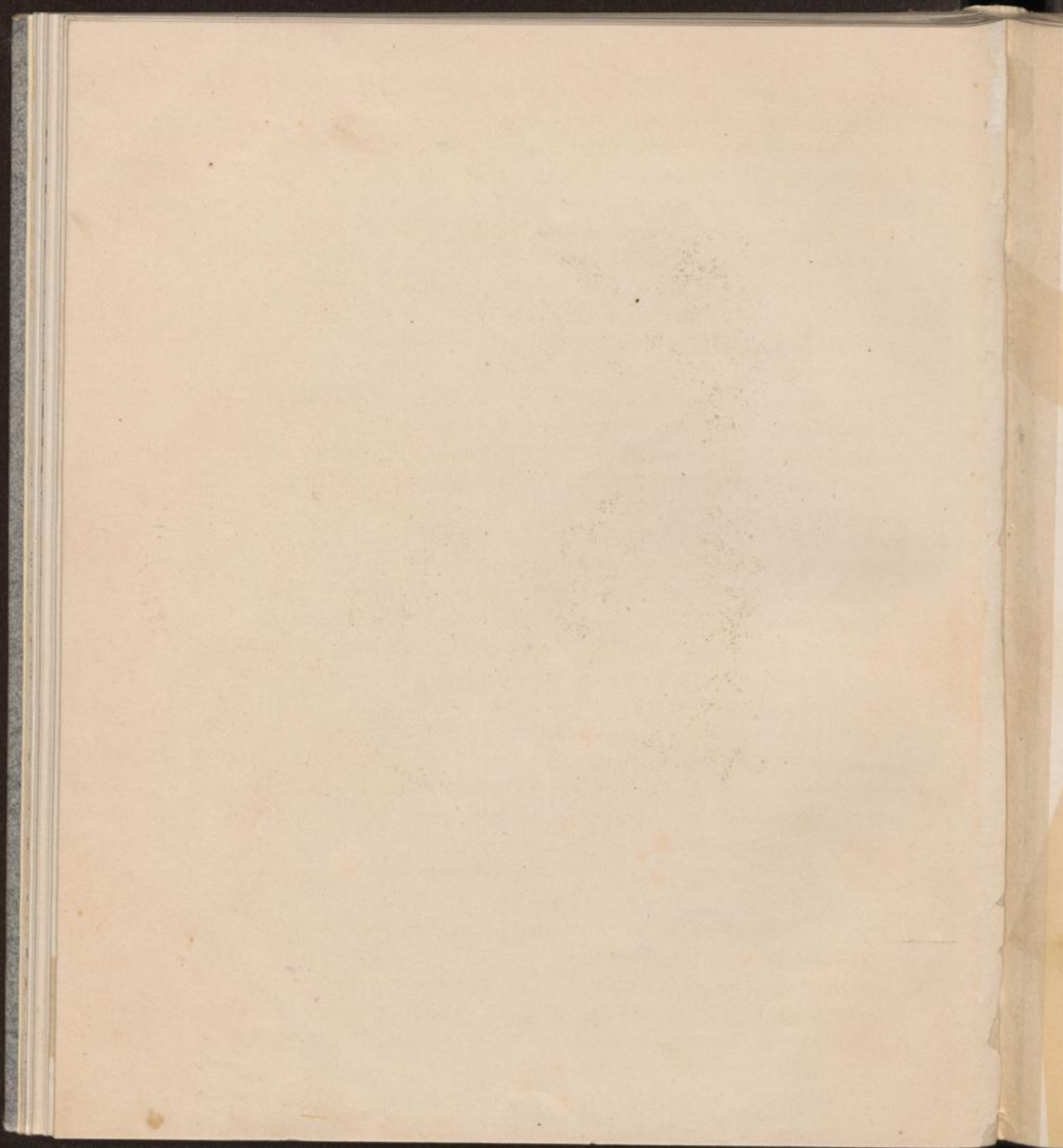
„Seh, wie schön!“ ruft der Michele und wirft ihr einen gewaltigen Schneeball zu, und Kätherle hat einen langen Eiszapfen mitgebracht, ganz durchsichtig hell, und Madele klatscht vor Freude in die Hände. Das ist freilich eine kurze Herrlichkeit, der Eiszapfen schmilzt und den Schneeball wirft die Mutter geschwind hinaus: „Ihr einfältigen Kinder, ist's nicht kalt genug da? Kommt jetzt nur, Kätherle lang d' Löffel, wir wollen gleich essen, sonst wird die Supp ganz kalt, der Vater kommt heut zum Mittagessen, er ist noch im Dreschen und kommt erst auf den Abend.“ „Aber wie kalt ist's mit,“ fragt das Madele, „daß 's wieder warm wird?“ „Rein,“ sagt Michele, „er bekommt, muß er alles gleich dem Schuhmacher bringen, aber ich bekomme von der Schulzin für's Spinnen und vielleicht eine Milch, das gibt gute Nacht.“ „Montag geht dann der Vater wieder in's Holz, derweil macht man die Suppe.“ „Aber die Kinder ihre magere Wassersuppe, die ihnen aber doch





Lith. Anst. v. A. Gattermeist in Stuttgart







gut schmeckte, und der Michele vergaß nicht, das Letzte in der Schüssel seinem Kästchen zu bringen, das fast ganz in den Ofen hineingeschlüpft war.

Nach dem Essen packte die Mutter das feine Garz zusammen und sagte: „So, Kinder, jetzt bleibt brav und ruhig beisammen, es kann spät werden, bis ich heimkomme vom obern Dorf; in der Tischlade liegt für Jedes ein Stück Brod, das esset aber erst, wenn's Besper läutet; einheizen kann ich jetzt nicht mehr, sonst langt's Holz nicht zum Kochen auf Morgen. Kann nicht einmal auf den Abend warm machen, bis der Vater kommt,“ setzte sie traurig hinzu, aber der Michele machte ein gar pffiffiges Gesicht, er sagte zum Adieu und konnte fast nicht erwarten, bis die Mutter fort war.

Wie die Kinder allein waren, wurde sein Gesicht noch viel pffiffiger: „Weißt was, Kätherle?“ sagte er, „ich geh in Wald und hol' Holz!“ „Du?“ fragte Kätherle erschrocken, „das kannst du nicht, was wird denn so ein kleiner Bub allein in's Holz gehn?“ „Und das kann ich!“ schrie der Michele freudig, „bin ich nicht schon oft mit dem Vater im Holz gewesen und weiß, wo man nehmen darf, ich brech keins vom Baum, ich les nur auf.“ „Und ich geh mit,“ rief Kätherle muthig, „dann geh't's nur geschwinder.“ „Aber i förch mi“ (ich fürchte mich), rief ängstlich das kleine Madele. „Die nehmen wir auch mit,“ beschloß der muthige Michele, „sie ist ja warm angezogen und ich laß euch nichts geschehen, wir nehmen den Schlitten.“ „Schlittensfahren, Schlittensfahren!“ juchzte die Kleine, und der Michele sprang rasch hinter's Haus, wo der Holzschlitten stand, Kätherle oand der Kleinen noch ein Halstüchlein um und setzte ihr die warme Haube auf, denn so arm auch der Tagelöhner war, für eine ordentliche Kleidung auf den Winter hatte die Mutter doch immer gesorgt, dann setzten sie sich auf den Schlitten, Michele, der vorher noch ein Brod für Madele in die Tasche geschoben hatte, spannte sich vor, und nun ging's im Galopp den nächsten Weg dem Wäldchen zu; die Kleine jubelte laut auf vor Lust und Kätherle sah auch mit ganz vergügten Augen herum und spürte die Kälte nicht.

Jetzt kamen sie an der großen Schleife am See vorbei; da war's voll Buben, die sich tumelten mit Schleifen und Schneebällen. „Komm au, Michele, komm!“ riefen sie ihm zu und glitten wie der Wind die glatte Bahn hinunter, um ihm zu zeigen, wie gut 's gehe. „Mag net,“ schrie der Michele standhaft und fuhr mit den Mädchen weiter. Da lachten ihn die Buben aus und schrieen ihm verhöhrend nach:

Mädlesfüßeler, Spindelesdroht,  
Lauft de Mädle hintennoch.

Der Michele aber warf eine gewaltige Schneeballe einem der Spötter mitten auf die Nase und fuhr rasch weiter bis an's Gehölz.

Bald fand er eine gute Stelle, wo viel dürr Reis zum Theil noch auf dem Schnee lag, er wußte, da waren gestern die Männer gewesen, die von den Bäumen gebrochen hatten. Kätherle sprang sink vom Schlitten, die Kleine mußte sitzen bleiben, Michele gab ihr das Brod, und die



zwei größern Kinder hatten bald ein paar recht stattliche Büschel beisammen und immer noch schrie eins oder das andere mit Jubel: „Ich hab' ein schönes! da ist ein ganz dicker Stecken!“

Inzwischen hatte die Kleine ihr Brod verzehrt und fieng an zu weinen: „Mich friert's.“ Da packte Michele einen Theil des Reises auf den Schlitten, setzte Kätherle drauf und sagte: „Jetzt führ' ich Euch zuerst heim, dann hol' ich das andere Reis.“ „Aber ich kann laufen, dann geht Alles auf den Schlitten,“ meinte Kätherle. „Nichts da,“ befahl der Michele, „du gibst der Kleinen warm.“ Und Kätherle, die's auch fror, duckte sich zusammen, die Kleine schmiegte sich an sie an und Kätherle hielt ihr die starren Händlein; so ging's wieder in rascher Fahrt dem Dorf zu. Diesmal waren die Buben auf der Schleifbahn still, sie hatten doch Respekt, wie sie sahen, daß Michele allein im Holz gewesen war. Den Berg hinauf bis zum Haus hatte der gewaltig zu ziehen, aber er litt nicht, daß die Mädchen abstiegen, und glücklich kamen sie noch vor der Mutter an. Schnell wie der Wind fuhr Michele wieder zurück, um die zweite Last zu holen, derweil war Kätherle aufgethaut, die Kleine hatte sie geradezu in der Mutter Bett geschoben, damit sie warm werde, sie aber lehrte die Stube, so gut sie's konnte, wusch den Tisch ab und streute weißen Sand auf den Boden, wie sie's von der Mutter gelernt hatte; damit der Sonntag auch in der armen Stube einen freundlichen Einzug halten könne.

Nun kam Michele mit der zweiten Fahrt; diesmal war der Schlitten so hoch gepackt, daß man ihn fast nimmer sah, und noch ein Arm voll Scheiterholz lag drauf, den hatte ihn die gute Frau Sonnenwirthin geschenkt, als er am Haus vorbeigefahren war, und hatte ihn gelobt, daß er so fleißig sei. „Jetzt aber 's Brod!“ rief er lustig, Kätherle hatte auch noch nicht gewespät; da die Kleine ihr Brod schon draußen gegessen hatte, gab ihr Jedes noch was von seinem Stük ab, und es schmeckte Allen herrlich.

Jetzt hörte man auf dem knarrenden Schnee den Schritt der Mutter; Michele hatte das Feis schon draußen vor dem Ofen aufgeschichtet, der Kleinen hatte man streng verboten, etwas von der Waldfahrt zu berichten, und so erwarteten sie mit klopfendem Herzen ihre Ankunft, und mit einem freundlichen „Grüß euch Gott!“ trat sie mit blaugefrorenem Gesicht in die recht erkaltete Stube. „Da seht, was ich habe!“ und außer den zwölf neuen Groschen für die schönen Garnschnellen brachte sie noch einen Becken für die Kinder und den Handkorb voll schöner Kartoffeln von der Frau Schulzin mit. Das war ein Jubel! Die armen Kinder hatten die guten Erdbirnen in den traurigen Jahren schätzen lernen.

„Aber von denen kochst, Mutter?“ fragte Michele, der die Mutter gern noch am Ofen gehabt hätte. „Kann nicht,“ sagte die Mutter traurig, die es selbst darnach lüftete, „wegen dem Holz.“ „Aber wegen dem Vater!“ bittet der Michele wieder. „Der Vater hat ja seinen Trunk gehabt und ihr den Becken,“ beruhigt ihn die Mutter, „wir gehn dann gleich in's Bett, wenn der Vater daheim ist, da ist's warm.“ „O Mutter koch!“ bittet auch das Kätherle und des Michele's Gesicht wird so überaus piffig, daß die Mutter doch hinaus geht, alle drei Kinder auf den Behen hintendrein.



Da liegt zu beiden Seiten des Ofenlochs das Reis hoch aufgeschichtet, wo vorher nur ein klein Häuflein war, und die Mutter schlägt vor Verwunderung die Hände zusammen: „Ja woher?“ „Wir haben's g'holt, wir haben's g'holt!“ jubiliren die Drei zusammen und hüpfen in dem engen Dehru herum, daß der Vater, der eben heimkommt, erstaunt den Kopf hereinstreckt und fragt: „Was gibt's, was habt Ihr?“ Da muß er sich's auch erzählen lassen, während die Mutter das Feuer anzündet und die Kartoffeln zusetzt, und er lacht beifällig und sagt leis zur Mutter: „Ja, unser Michele das gibt Einen!“ Der Michele hat's aber doch gehört und bildet sich nicht wenig darauf ein, daß er einmal Einen gibt. Nun geht's in die Stube und der Vater fragt den Michele ernsthaft: „Hast's aber doch ehrlich aufgesehn? nicht abgerissen und an keinem verbotenen Ort geholt?“ „Gewiß und wahrhaftig nicht, Vater,“ sagt Michele und schaut ihn an mit seinen ehrlichen Augen, und der Vater glaubt's ihm. „Dann ist's recht,“ sagt er, „sonst geht dir's wie dem alten Balthas.“ „Wie ist's dem gegangen?“ fragt das Kätherle begierig, und die Kinder drängen sich um den Vater, der sich auf die Bank am Tisch gesetzt hat. „Seht, der alte Balthas hat als ein kleiner Bub Holz gestohlen und Hasenschlingen gelegt, als großer hat er den Hirschen und Rehen nachgestellt, und davon hat er als Mann nicht mehr lassen können. Zulezt hat ihn ein Jäger im Wald erschossen, sein einziger Sohn, der junge Balthas, ist nach Amerika gegangen als ein Bub von vierzehn Jahren; ist mein bester Kamerad gewesen.“

Die Kinder waren ganz still und traurig geworden, aber sie wachten wieder auf, als die Mutter mit der Schüssel voll rauchender Kartoffel kam. Ach, wie waren die schön gelb und blau und aufgesprungen! Mit herzhafter Stimme betete Michele: „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast und segne, was du uns bescheeret hast.“ Da klopfte es stark an das Fenster; das war etwas ganz Ungewöhnliches, der Vater rief: „Wer draus?“ „Einer, der sich gern wärmen möchte.“ Der Vater machte ohne Bedenken auf, ein großer Mann in einem Mantel stand draußen mit weißgefrorenem Bart und Haar, den's schüttelte vor Kälte. „Nur 'rein,“ sagte der Vater und öffnete die Thür. Die Kinder alle drei guckten den Fremden mit so weit offenen Mäulern an, daß die größte Kartoffel ohne Anstoß hineingegangen wäre, als der sich aber so recht breit und bequem an warmen Ofen setzte, da schaute der Michele ganz stolz hinüber und dachte: Gelt, der ist von meinem Holz so warm!

Nun ging's an die Kartoffeln: „Wollt Ihr nicht mithalten?“ fragte die Mutter. „Warum nicht,“ sagte der Fremde, „die Erdbirnen riechen gut,“ warf seinen beschneiten Mantel ab und setzte sich an den Tisch, als ob er sein Lebtag da geseßen. Den Kindern ward etwas bange dabei, und als sie vollends sahen, wie der zulangte und wie's ihm schmeckte, da wurden sie ganz kleinlaut und Michele zählte mit den Augen, wie viel denn noch in der Schüssel seien. Der Fremde sprach kein Wort und aß wie ein Wolf, die Andern thaten tapfer mit und bald war die Schüssel leer, bis auf ein kleines rundes Nesthäkchen von Kartoffel, und die Kinder dachten ganz in der Stille, sie hätten allein mit allen fertig werden können.

Jetzt aber zog der Fremde eine große dicke Wurst aus der Tasche, ein langes Laiblein Weiß-



brod und eine kleine Flasche, stellte Alles auf den Tisch und sagte: „So, ich hab' mit Euch gehalten, jetzt haltet Ihr mit mir.“ Die ließen sich denn auch nicht bitten; so etwas Gutes hatten sie noch nie gegessen und der gute Schluß Wein, der that dem Vater in allen Adern wohl! Nun erst fieng auch das Gespräch an; der Fremde sagte, er habe noch in's obere Dorf wollen, habe aber so sehr gefroren, daß er bei ihrem Häuschen den Versuch machen wollte, ob er nicht Einlaß finde. „Und woher aber kommt der gute Freund?“ fragte der Vater. „Von Amerika,“ sagte der trocken. Jetzt aber sahen die Kinder noch einmal so erstaunt auf Einen, der so weit herkomme. „Amerika muß freilich groß sein,“ begann zögernd der Vater wieder, „aber hie und da lernt man doch einander kennen, ist Euch niemalen Einer begegnet mit Namen Balthasar von hier?“ „Ei ja wohl, er läßt Euch schön grüßen,“ erwiderte der Fremde ruhig. „Ah, Herr, Ihr wollt Spaß machen,“ sagte der Vater ungläubig, der aber fuhr gelassen fort: „Und er läßt fragen, ob auch Eures Vaters schwarzer Bock noch lebe, mit dem ihr Zwei als herumgesprungen?“ „Wie, was?“ schrie der Vater und sprang auf vor Verwunderung, „das könnt Ihr nicht wissen.“ „Und,“ sagte der Mann weiter mit bewegter Stimme, „wie der Balthas als ein blutarmer Bursch von daheim fort mußte, da habe kein Mensch nach ihm gefragt, Ihr aber habt fünfzehn Kreuzer verdient gehabt mit Steinschlagen, davon habt Ihr einen Groschen behalten und seid ihm mit zwölf Kreuzern noch nachgesprungen und habt sie ihm geschenkt.“

Der Vater guckte ihn nur an in stummem Erstaunen. „Und weil Ihr so mit dem Balthas getheilt habt, so wolle er jetzt mit Euch theilen,“ schloß der Fremde, stand auf und warf eine volle Geldgurt auf den Tisch. „Und du bist der Balthas selber,“ rief jetzt der Vater und schlug ein in die dargebotene Hand und zum erstenmal in ihrem Leben sahen die Kinder ihren Vater weinen und schluchzen wie ein Kind. „Ja ich bins und das Heimweh hat mich wieder hergebracht, und den Namen Balthas will ich wieder ehrlich machen bei Euch. Das ist all mein Erspartes,“ sagte er, auf die Geldgurt zeigend, „da hängt viel saurer Schweiß dran, aber keine Sünde, und 's bleibt dabei, mit Euch theil ich.“ „Armuth und Reichthum gib mir nicht,“ sagte die Mutter mit gefalteten Händen und sah mit einiger Scheu auf das Geld, „und führ' uns nicht in Versuchung.“ „Ist keine Versuchung,“ lachte der Balthas, „auch kein Reichthum, bei dem Ihr oder Eure Kinder das Schaffen verlernen dürft, aber so viel ist's, daß es ein sicheres Eigenthum erwerben kann, wo Ihr und Eure Kinder erst recht mit Lust und Lieb drauf arbeiten könnt.“

Sie wußten noch nicht, was sie sagen sollten, es kam ihnen Alles zu unerwartet. Da stand die Mutter auf zum Dankgebet, faltete die Hände wieder und sie sprachen Alle zusammen: „Danket dem Herrn, denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich.“



## Die Katzenfamilie.

Die Eltern waren verreist, Pauline mit dem kleinen Malchen hatte bei der Tante zu Mittag gegessen und sie gingen wieder miteinander nach Hause. Der Weg führte durch ein enges schmutziges Gäßchen, in dessen Mitte eine breite Gasse war: „Puh, was liegt da?“ rief Malchen und sprang bei Seite; ja, da lag ein abscheuliches Thier, eine todte Katze schiens, schmutzig, blutig und an den Gliedern wie gebrochen, ein paar Buben hatten sie vom Dachladen eines Hauses auf die Straße geworfen, andere sie mit Wasser und Schmutz begossen. Auch Pauline wandte sich mit Abscheu ab und wollte weiter. Da sah sie, daß das Thier sich noch bewege: „Es lebt noch!“ rief sie einem vorübergehenden Weibe zu. „Kann wohl sein,“ sagte die und ging gleichgültig weiter. „O, heb' das arme Thier auf!“ bat sie einen Knaben. „I net,“ sagte der mit Lachen. Was sollte sie thun? ihr ekelte entsetzlich vor der Katze und doch hatte sie Mitleiden mit dem armen Thier, sie näherte sich ihm wieder, nein, es war gar zu garstig! anrühren konnte sie's nicht, sie ging mit Malchen weiter, die sie beständig am Rock zerrte.

Daheim aber mußte sie immer wieder an die arme Mieze denken, sie wandte sich an die Magd: „Hör, Katherine, draußen liegt so eine arme halbtodte Katze in der Gasse, willst du sie nicht hereinholen?“ „Ich, das ginge mir ab, mag die lebendigen Katzen nicht, und gar eine todte!“ Aber Pauline brachte die Katze nicht aus dem Sinn, sie nahm ein altes Tuch und schlich sich wieder hinaus, das arme Thier lag noch da, aber an einer andern Stelle, und ließ ein klägliches Gewinsel hören. Nun hatte Pauline sonst gar spitze Fingerlein, wo es galt, etwas Unreines anzufassen; die Mutter mußte oft dreimal befehlen, bis sie nur einen nassen Lappen anrührte, um den Tisch zu putzen, aber das Thier dauerte sie doch gar zu sehr, sie hob's mit viel Ueberwindung auf und trug es heim.

Aber daheim ging erst die Noth an, wohin mit der Katze? „O die wüste Mieze!“ schrie Malchen und sprang davon. „Bleib doch mit dem garstigen Vieh weg!“ rief Katherine, die Köchin. Pauline bekam aber jetzt erst recht Mitleid mit der Katze, sie holte etwas Milch und hielt ihr's vor,



das Thier leckte schwach daran, Pauline fand endlich einen alten Korb, in dem machte sie ihr von Puppenbetten ein weiches Lager, das stellte sie an ihr Bettchen und kümmerte sich nicht darum, daß Katherine sie Katzenmama hieß.

Am andern Morgen war die Mieze schon besser, sie hob den Kopf und fraß ein wenig von Paulinens Frühstücksemmel; die war unbeschreiblich froh darüber, Malchen aber ließ sich nicht bewegen, zum Kästchen zu kommen und nannte sie nur „wüste Mieze.“ Aber krank war eben das arme Thier noch; Pauline wußte nicht, wie ihm helfen, da besann sie sich kurz, packte sie in eine Schürze und wanderte mit ihr in die Stadt zum Herrn Doctor (Paulinens Eltern wohnten nämlich vor dem Thor). Der Doctor kannte Pauline wohl, aber er schaute hoch auf, wie sie mit ihrer leidenden Katze anrückte. „Nun, Kleine, was bringst du für einen Patienten?“ „O, Herr Doctor, die arme Mieze habe ich in der Gasse gefunden, sie ist so krank, helfen Sie ihr doch.“ „Laß schauen, Kind,“ und recht ernsthaft betrachtete und befühlte er die Katze, so daß die ein paarmal laut aufschrie; nun befahl er lauwarmes Wasser, und Mieze wurde gebadet, was ihr auch gar nicht gefiel. „Weißt was, Kleine,“ sagte der Doctor, „das ist ein miserables Vieh, laß du sie mir, um Versuche mit ihr zu machen, ich schenk dir was dafür.“ „Was ist das, Versuche machen?“ fragte Pauline. „Nun, siehst du, an den Thieren kann man allerlei probiren, was für die Menschen nützlich werden kann, ich schneide zum Beispiel der Katze die Galle aus und sehe . . .“ „Was, aufschneiden meine arme Mieze?“ rief Pauline und nahm ihre Katze auf den Arm und sprang mit ihr zum Haus hinaus und zum Thor hinaus und meinte immer, der Doctor springe ihr mit dem Messer nach und wolle die Mieze aufschneiden.

Am andern Tag kamen die Eltern heim, das war ein Jubel! Malchen erzählte gleich nach dem ersten Gruß: „Pauline so wüste, wüste Mieze fangen.“ Pauline leerte auch ihr Herzlein aus und erzählte, wie's ihr mit der armen Katze gegangen. Die Mutter nahm sie unter ihren Schutz, im Zimmer durfte sie freilich nicht bleiben, aber in dem leeren Stall neben dem Haus, da war ein nettes Plätzchen.

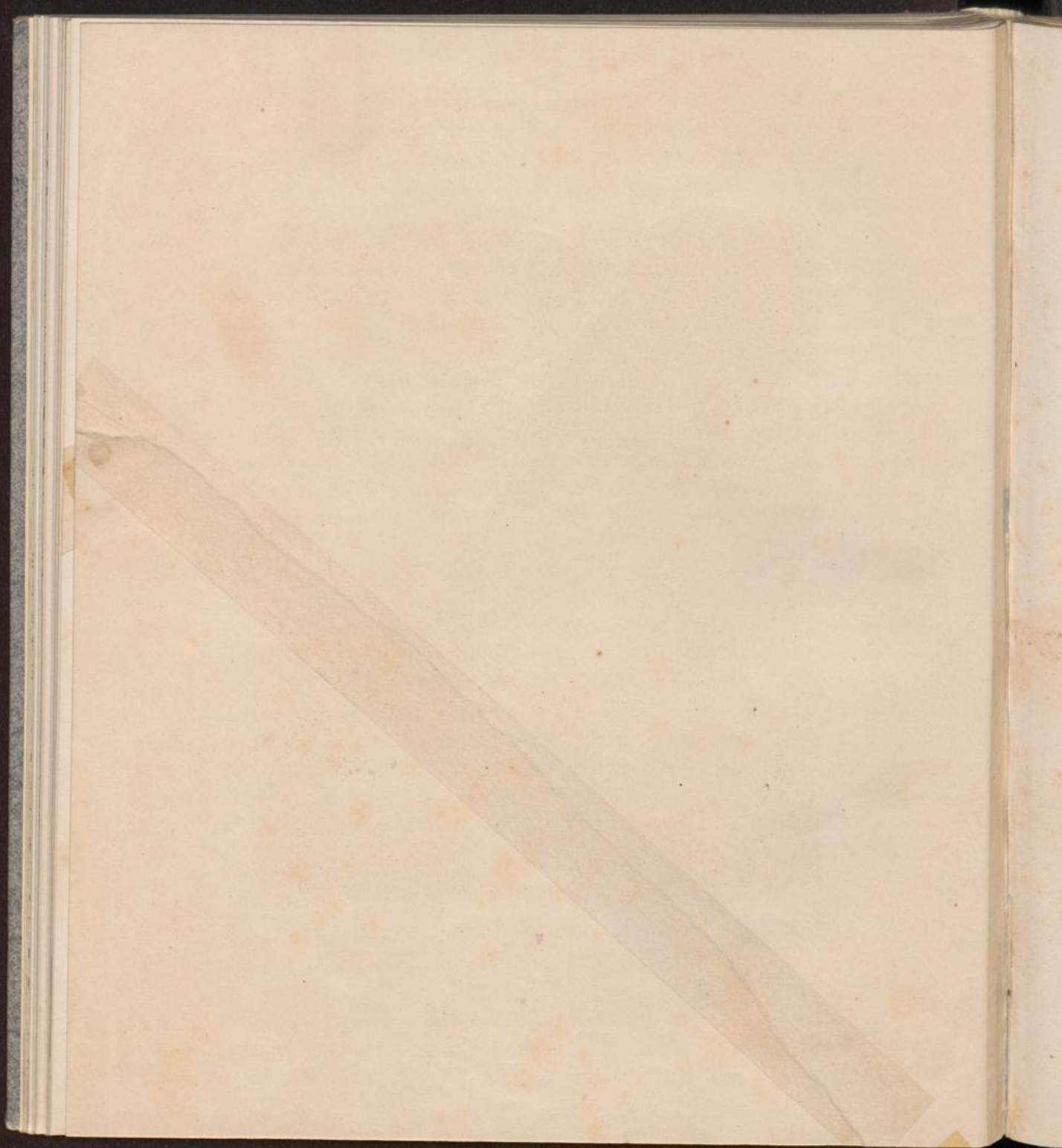
Das Bad war der Mieze gut bekommen, ihre Wunden heilten, sie schrie nimmer so kläglich; bald lief sie allein im Hause herum, und Niemand scheute sich mehr, nur das kleine Malchen das nannte sie immer noch „wüste, wüste Mieze.“ Ihr Frühstück holte Mieze immer regelmäßig von Pauline, die theilte zuerst die eigene Milch mit ihr, als aber die Katze bessern Appetit bekam, da bewilligte die Mutter ein weiteres Schüsselchen für sie. Das Mittagmahl bekam Mieze in der Küche von Katherine, deren Liebling sie immer noch nicht war.

Der Vater nahm wenig Antheil an Paulinens Katzenjorgen; als ihm aber die Mieze eines Tags mit einer Maus im Maule begegnet war, gab er Pauline am Tisch eigenhändig ein Stückchen Fleisch für sie. Darüber war Pauline sehr erfreut: „Meine Mieze fängt Mäuse,“ verkündete sie, und ein ganz appetitliches Thier war jetzt die Mieze, sie putzte sich den ganzen Tag; aber den Doctor fürchtete











Pauline immer noch; so oft er kam, zog er im Spaß das Messer heraus und drohte, die Kaze aufzuschneiden, es war wohl Scherz, aber es machte Paulinchen doch bange.

Eines Morgens kam Mieke nicht zum Frühstück. „Sie wird wohl krank sein,“ meinte die Mutter, „bring' ihr die Milch nur hinunter.“ Pauline kam bald wieder mit glühendem Gesicht und freudeglänzenden Augen und sagte der Mutter etwas in's Ohr; die Mieke mußte aber recht leidend sein und sie kam lang nicht zum Essen. Die Mutter besuchte sie auch in dem Stall, nach ein paar Tagen aber sagte Pauline zu Malchen: „Komm einmal mit, ich zeige dir was Schönes.“ Malchen hüpfte begierig mit, wie es aber an den Stall kam, wollte sie nicht hinein, „wüßte Mieke drin.“ Pauline nahm sie aber doch mit: siehe, da lag Mieke und vier wundernette kleine Käzchen leckten Milch von einem Teller. „Sieh, wie herzig!“ sagte Pauline. Die Kleine war ganz stumm vor Erstaunen und steckte schüchtern ihre Händchen unter die Schürze. Pauline nahm eines der Käzchen, ein nettes rothes, auf den Arm, die Alte aber sprang ängstlich an ihr auf, sie fürchtete, man wolle ihr's nehmen; nach und nach faßte Malchen Muth und freute sich unbeschreiblich über die netten kleinen Dinger. Mit Jubel sprang sie zur Mutter: „Wüßte Mieke hat schöne kleine Miekelein kriegt, kleine Miekelein für Malchen,“ und das ganze Haus mußte es erfahren, sie wollte sogar, der Vater soll ihr junge kleine Mäuslein fangen, daß sie sie den Miekelein bringen könne.

Jetzt war alle Scheu vor der Kaze verschwunden und die Schwesterlein brachten den Thierlein immer gemeinsam das Frühstück; das war dann ein Spaß, wenn die fünf Kazen so drollig miteinander herumkugelten! So ging das eine Weile ganz schön, aber ach, Mama erklärte, daß man fünf Kazen unmöglich behalten könne, und wenn Niemand die Käzchen nehmen wolle, so müsse man ein paar ersäufen. O, das wäre doch gar zu traurig! eins durfte Malchen behalten, sie wählte das rothe, dann waren aber noch drei da. Wer nun in's Haus kam, wurde gefragt: „Willst du kein ganz nettes junges Käzchen?“ Ach, Niemand wollte eins. Am Nachmittag sollte Nachbars Jakob die drei armen Käzchen in's Wasser tragen; Malchen weinte sich die Auglein roth, Pauline aber packte sie in aller Stille in einen Korb und sagte: „Jetzt komm mit mir!“ Die kleinen Mädchen zogen in die Stadt. Am Thor wohnte der Bäcker, von dem Katherine Brod und Semmel holte, Pauline klopfte an's Fenster: „Was wollen die kleinen Fräulein?“ fragte die Bäckersfrau. „Brauchen Sie kein nettes junges Käzchen?“ fragte Pauline schüchtern, „die Mutter will sie in's Wasser schicken, und sie sind doch so lieb.“ „Warum nicht, wenn die Alte eine gute Mauskaze ist.“ „O, die fängt so viel, viel Mäuse,“ versicherte Pauline. „So gebet's nur her,“ und die Bäckersfrau nahm das graue Käzchen, das ihr Pauline hereinbot. Die Mädchen sahen noch mit Vergnügen, wie das Miezchen gleich eine Schaale Milch bekam und zogen getrost weiter. An des Doctors Haus ging's schnell vorbei, „der kriegt keins,“ rief Pauline, „der böse Aufschneider!“ Aber da kam der Holzbauer, der alle Jahre zum Vater kam, eben mit einem leeren Wagen zum Thor hinausgefahren. „Das sind ja die schönen Jungferlein, die draußen wohnen?“ fragte der verwundert, „geh'n die auch zu Markt?“ „Nein, wir haben nur schöne kleine Käzlein, die will man ersäufen.“



„So, da will ich eins heimnehmen, wir haben so viel Mäus, mein Hannele wird's freuen, wenn ich sag', daß es von den schönen Jungferlein ist.“ Und der Bauer nimmt das Käzchen sachte auf den Wagen, Pauline ist fast leid, daß das fleckige so weit fort soll, und Malchen fragt: ob das jetzt ein Bauernkleide bekomme?

Nun ist noch eins übrig, ein weißes, gerade das netteste, die Mädchen sahen es alle zwei traurig an, wer wird das wollen? O, da fährt ein Gefährt herbei, Pauline will schnell die Kleine zur Seite reißen, sie fallen beide, der Kastenkorb fällt um, das Gefährt dicht an ihnen vorüber. Die alte Dame, die darin sitzt, schreit: „Halt, um Gotteswillen!“ Der Kutscher hält, ihre Kammerfrau springt aus dem Wagen, die Kinder liegen halbtodt vor Schrecken auf der Erde, das Käzchen miaut unter dem umgefallenen Korb. Die Kammerfrau richtet die Kinder auf, sie sind Gott sei Dank unverletzt, nur Malchens Näschen blutet und über Paulinens Kleiderzipfel ist der Wagen gegangen, selbst das Käzchen ist so gut eingepackt, daß es nicht aus dem Korb fiel. Die Gräfin reicht der Kammerfrau ihre Börse: „Geben Sie den Kindern etwas.“ „Die Kinder sehen nicht aus, wie arme Kinder, sagte diese, „oder möchtet ihr etwas, Kinder?“ „Nur unser Käzchen verschenken,“ sagt Pauline und erklärt der freundlichen Kammerfrau, wie sie's meint. „Ach so,“ sagt die, „nun da gebt nur her, die Frau Gräfin hat selbst eine Freude an Thierlein, das soll's gut bekommen,“ und das weiße Käzchen wandert sammt dem Korb in den schönen Wagen. „Nur zu einem neuen Körbchen, Kleine,“ sagt die Kammerfrau und schiebt der Pauline einen Thaler in's Täschchen.

Jetzt kehren die Kinder im Triumph heim; der Jakob wartet schon mit einem Sack und einem Stein, ja, der wird schön ausgelacht! Nun berichten sie der Mutter all ihre Abenteuer, und nachher gehn sie in den Stall und erzählen der alten Miese, was aus ihren Kindern geworden ist. Die sucht noch ein paar Tage lang im ganzen Haus nach ihnen, dann schickt sie sich drein. Das rothe Käzchen gibt ein ganz drolliges Ding; vom grauen und vom gefleckten haben die Kinder schon oft gute Zeugnisse gehört, aber das weiße muß stolz geworden sein, das hat nichts mehr von sich hören lassen.





Lith. Anst. v. A. Gattermicht in Stuttgart.







frem-  
sonst  
wieder  
hatte,  
raus-  
huben

## Unter der Brücke.

leitete  
ama,  
ama-  
hatte  
, die  
besten,

### Die Gäste im Graben.

Theodors Vater war Werkmeister in der kleinen Stadt Weilburg, er hatte sich in der Vorstadt ein eigenes Haus gebaut, darin war es recht vergnüglich zu wohnen.

Auf der einen Seite des Hauses war ein kleines Blumengärtchen, in dem pflanzte seine Mutter die allerschönsten Rosen und Nelken und Rittersporn, durch den Zaun schlangen sich farbige Binden, und wenn schon alle andern Blumen verwelkt waren, so blühten noch Asters in allen Farben darin.

Auf der andern Seite war aber ein schöner gepflasterter Hof, der war Theodor und seinen Kameraden noch lieber als das Baumgärtchen. Im Hofe lagen immer viele Balken und Bretter, aus denen man später Häuser baute, auch war ein Schuppen daneben, in dem Steine behauen wurden. Da konnte man prächtig Versteckens spielen und Räubers, und sonst allerlei schöne Spiele. Abends fanden sich da Theodors Kameraden zusammen, und es ging oft gar wild und lustig zu in Freisingers Hof.

Alle Abende mochten die Buben aber doch nicht im Hofe spielen, sie zogen auch manchmal hinaus auf die Schafwiese oder auch in den Graben; das war gar ein lustiger Tummelplatz. Da konnte man am Besten Festungeroberns oder andere Räuberspiele treiben, denn im Graben war auch ein prächtiges Gefängniß, in dem Feinde und Deserteure eingesperrt wurden.

Die Stadt Weilburg war in alten Zeiten ringsum mit hohen Mauern und Thürmen eingefast gewesen; rings um die Mauern war ein tiefer Graben, früher mit Wasser gefüllt, daß im Krieg die Feinde nicht hatten hinüber können. Jetzt war ein Theil der Mauern eingerissen, der Graben war trocken und wuchs schönes grünes Gras darin, war auch im Winter eine herrliche Schlittenbahn. Ueber den Graben führte von der Stadt eine starke Brücke und unter der Brücke waren die schönen Gefängnißlöcher; die Gefangenen fürchteten sich freilich ein Bißchen darin, das war aber gerade so angenehm gruselig.

Es war an einem schönen Samstag Nachmittag, als die Buben wieder auszogen, um ein ganz großartiges Räuberspiel im Graben zu beginnen; da standen sie aber verwundert still, es waren schon Leute

Wilderemuth, Aus der Kinderwelt. 2. Aufl.



da drunten. Es stand da ein bedeckter Karren; ein gar dürres, elendes Rößlein war daran ausgespannt und graste an dem grünen Rain; zwei sehr schmutzige, zerlumpte kleine Buben tummelten sich herum, denen schien es wohl zu gefallen in dem weichen Gras. Auf der Seite bei dem Karren stand ein schwarz und ruhig aussehender Mann, der eine große Kohlenpfanne und allerlei Geräthe auspackte und scheint's ein Feuerchen anzünden wollte; die Schulknaben stellten sich mit offenen Mäulern höchst verwundert im Kreis um diese Anstalt; einige schlichen dem Wagen näher, um unter das Tuch zu schauen, aber sie wichen ängstlich zurück, als sie da drinnen seufzen und stöhnen hörten.

Jetzt aber wurde es erst wichtig! Der Polizeiinspektor kam herbei. Nun erst sperrten die Buben die Mäuler auf! Sonst waren sie freilich gewohnt, davon zu springen, wenn sie ihn von weitem sahen, weil er sie oft verfolgte, wenn sie an verbotenen Orten Schlitten gefahren waren, oder Brunnen verderbt hatten, oder sonst einen Unfug gemacht; aber diesmal kam er ja nicht ihret halben und sie schauten vergnüglich zu, was werden sollte. Der Polizeiinspektor war eigentlich der einzige Polizeidiener von Weilburg, man hatte ihm nur einen so vornehmen Namen gegeben, damit die Leute desto mehr Respekt haben sollen. Vorher hatte man nur einen Büttel gehabt, der in einem uralten, langen Soldatenrock mit einem langen Stecken herumgelaufen war, um Bettelkinder, unartige Buben und naseweise Gänse aus dem Weg zu jagen: seit sechs Monaten aber war der Polizeiinspektor ernannt; dem sah es in seiner grünen Uniform mit preussischem Hut und Degen kein Mensch mehr an, daß er ein Bäcker gewesen war, der kein Brod mehr backen konnte, weil er kein Mehl hatte, und kein Mehl, weil er kein Korn konnte mahlen lassen, und kein Korn kaufen, weil er kein Geld dazu gehabt.

„Was hat Er da zu schaffen?“ schrie der Polizeiinspektor den ruhigen Mann an, „wie ist Er da hereingekommen mit seiner Lumpenfuhre? Weiß Er nicht, daß das ein Stadtgraben ist, und nicht ein Futterplatz für Schucklersgäule?“

Der Mann hatte sehr Respekt vor dem Degen und der Uniform. „Erlauben Sie,“ sagte er, und langte wie ein Soldat an seinen alten, schäbigen Hut; abziehen konnte er ihn nicht, sonst wäre er auseinander gegangen; „erlauben Sie, wir sind gerade keine Schuckler, ich bin ein reisender Blechner, oder Klempler, oder Flaschner, wie man's gerade heißt. Ganz da drunten, wo der Graben nicht so tief ist, bin ich mühsam 'reingefahren.“

„Ja warum ist Er nicht draußen geblieben?“ „Erlauben Sie, weil man uns in keim Wirthshaus hat behalten wollen, und mein Weib im Wagen da drin ist so übel auf, die kann nicht mehr weiter.“ Aus dem Wagen stöhnte wieder kläglich das kranke Weib.

Es gab keine Händel, auf die sich die Schulknaben in der Stille gefreut hatten; der Polizeidiener ging brummend fort, und so lang die andern Knaben noch immer die fremden, zerlumpten Kinder anguckten, schlich Theodor ganz heimlich zu einem von ihnen und bot ihm sein Brod und seine Birn, etwas ängstlich und von weitem, als ob er fürchtete, der fremde Junge könnte ihn beißen. Der brach sehr eifrig das Brod entzwei und gab seinem Bruder die Hälfte, auch von der Birn



ließ er ihn abbeißen; die andern Knaben guckten mit stummer Verwunderung zu, wie es dem Fremden schmeckte. Der dicke Fritz meinte: „'s ist gut, daß ich mein Brod gegessen hab', ich hätt's sonst vielleicht auch hergegeben, dann hätt' ich ja kein's mehr gehabt.“ Der Polizeiinspektor kam wieder und sah nicht mehr so grimmig aus, weil er diesmal seinen Schnurrbart aufwärts gedreht hatte, was ihm immer ein munteres und leutseliges Ansehen gab. „Ihr könnt Eure Fuhr wieder herausziehen,“ sagte er zu dem Klempler, „Euer Weib nimmt man im Armenhaus, Ihr mit den Buben könnt sehen, wo Ihr unterkommt.“

Als der Mann gar langsam den Karren mit dem stöhnenden Weib herausführte, begleitete noch eine Parthie Buben das Fuhrwerk; Theodor war heimlich davon gelaufen zu seiner Mama, ganz in der Stille, denn die andern Jungen lachten ihn gar oft aus, und schimpften ihn „Mamakindle,“ weil er so gar oft bei seiner Mutter etwas zu sagen oder zu fragen hatte. Diesmal hatte er ihr nur geschwind erzählen müssen, was im Graben für arme Leute seien und ein Weib, die man gar nicht sehen könne, die aber so kläglich stöhne. Theodor hatte gemeint, es wäre am Besten, wenn man alle die armen Leute gleich in's Haus nähme und den dürren Gaul zu Papas Braunen in den Stall stellen würde. Das ging nun freilich nicht, auch verbot die Mutter Theodor, zu nahe an den Wagen zu gehen, weil man nicht wisse, ob nicht ansteckende Kranke darin seien, doch gab sie ihm ein altes Hemd und ein Töpfchen mit etwas Wein für das kranke Weib.

Gar trübselig fuhr der arme Mann mit seinem Karren dem Armenhause zu, traurig zottelten seine zerlumpte Buben nebenher; die Schulknaben folgten in einiger Entfernung. Fast schüchtern kam Theodor näher und bot dem Mann das Hemd und den Wein; der schaute ganz verwundert auf das Kind, es war seit lange niemand freundlich gegen ihn gewesen; dann gab er die Sachen hinein dem kranken Weib. „O vergelt's Gott, vergelt's Gott viel tausendmal!“ hörte Theodor erfreut die Kranke sagen. Er ging still nach Haus, daheim fiel er seiner Mama um den Hals und küßte sie, sagte aber kein Wort. Am Nachmittag spielte er wieder lustig mit seinen Kameraden, diesmal lachten sie ihn aber nicht aus, schimpften ihn auch nicht Mamakindle.

Die Knaben stellten sich am andern Tag bei Zeiten in dem Graben ein, und sie fanden da richtig die fremden Leute wieder. Niemand hatte den Mann mit seinen zerlumpte Kindern über Nacht behalten wollen, so hatten sie in ihrem Karren geschlafen; nun aber hatte der Klempler einen kleinen Ofen aufgestellt, ein Feuerlein darunter angezündet und angefangen allerlei zerbrochene Sachen zu löthen, die seine Buben von den Leuten zusammengeholt hatten. Das war für die Schulknaben gar lustig zum Zusehen und sie hätten gern auch Feuer angezündet, nur erlaubte es ihnen der Polizeiinspektor nicht.

Es kam nun hie und da vor, daß einer der Schulknaben den fremden Kindern ein Stück Brod oder einen Apfel brachte, Mehgers Fritz sogar eine Wurst, was mit großem Vergnügen aufgenommen wurde; mit den armen Knaben sprechen oder spielen mochte aber Keiner.



da Bald kehrten die Knaben wieder zu ihrer gewöhnlichen Unterhaltung zurück. Eines Abends spielten sie Fangball, die armen Kinder standen scheu von weitem und schauten mit sehnsüchtigen Augen zu, es kam ihnen gar schön vor so zu spielen; einmal fiel der Ball zu Boden und rollte fort, der Kleinere hob ihn auf und brachte ihn Theodor. „Spielet auch mit!“ sagte dieser, der gar ein gutmüthiger Junge war. „O du,“ sagten die Andern leise und stießen ihn an, „die Bettelbuben dürfen nicht mitspielen!“ „O laßt sie mitthun!“ bat Theodor. „Ich nicht!“ schrie laut Oberamtmanns Franz, „ich spiel' nicht mit Bettelbuben! kommt, wir gehn auf die Schafwiese! Kannst mit, Theodor, wenn'd willst, aber darfst kein Bettelvogt sein!“ „Bettelvogt! Bettelvogt!“ schriean die Andern wilden Bursche und sprangen fort.

Theodor blieb zurück, die fremden Knaben, die scheu und still wieder zu ihrem Karren zurückschlichen, dauerten ihn; „kommt,“ sagte er, „ich will mit Euch spielen! da, Kleiner, fang den Ball!“ Der hatte zuerst kaum Herz dazu, als er aber den Ball fing und seinem Bruder zuwarf und der ihn wieder Theodor zuwerfen durfte, da kamen sie so in's Vergnügen, daß sie laut aufjauchzten, wenn der Ball recht hoch flog, und der ruhige, trübselige Mann schaute ganz vergnüglich zu, daß seine Kinder auch einmal lustig waren.

„Vergelt's Gott, junger Herr,“ sagte er, als Theodor heim ging im Abendläuten, „vergelt's Gott, daß ihr mit meinen armen Kindern habt spielen wollen; und waschen sollen sich die Kerle.“ Wrief er kräftig, als er jetzt erst sah, daß die Bursche gar sehr schmutzig aussahen gegen Theodor, der immer sauber gewaschen und gekämmt war; „waschen aus dem F, Wasser kost ja nichts, und wenn mein Weib aus dem Krankenhaus kommt, soll sie's auch probiren, ob man nicht die Kleider noch einmal flicken kann.“

Es that dem Theodor freilich weh, als ihn seine Kameraden noch einmal Bettelvogt schimpften, als er ihnen auf dem Heimweg begegnete; aber er war ein herzhafter Junge, der sich auch vor ein Bißchen Auslachen nicht fürchtete, und als vor dem Einschlafen die Mutter mit ihm betete: „Müde bin ich, geh zur Ruh,“ und als der Vers kam:

Alle Kindlein klein und arm

Laß sie ruhen weich und warm!

da fielen ihm die armen Jungen in dem Karren ein; er wußte, daß sie heut wohl vergnügt eingeschlafen waren, weil sie so lustig mit ihm gespielt, und auch er schlief fröhlich ein, fröhlicher vielleicht, als mancher von den Andern, die ihn ausgelacht, und denen nun doch wohl das traurige Gesicht des fremden Jungen einfiel, wenn sie sich niederlegten.

Richtig waren am andern Abend, als Theodor wieder zum Graben kam, die zwei Klemptnerbuben auf's Schönste gewaschen; es war ihnen das, scheint's, noch nicht oft begegnet, der Vater hatte sie aber heute wie Schweinchen zum Bach getrieben, und nun sie sich so sauber gestrahlt hatten,



gefielen ihnen ihre Krausköpfe selber, wie sie sie in dem kleinen See unten am Graben anschauten, nur etwas gelb und bleich sahen sie aus, weil sie fast nie recht zu essen hatten.

Theodor brachte ihnen heut ein altes Fäckchen, das er der Mutter für sie abgebettelt hatte; Stadtschreibers Karl, sein bester Kamerad, den es gleich gereut hatte, daß er ihn gestern ausgelacht und im Stich gelassen hatte, der brachte ein altes Wamms: da kamen sich die armen Buben wie Prinzen vor und der Vater sagte, fast verwundert: „'s gibt doch auch noch brave Leute auf der Welt!“

Von da an war's nicht mehr böß gemeint, wenn seine Kameraden Theodor noch Bettelvoigt nannten; hie und da brachte ihm Einer ein altes Hemd, ein paar Kreuzer oder etwas zum Essen: „Da Bettelvoigt, hast etwas für deine Grabenleut!“ und Theodor lachte und brachte es den armen Leuten, und die Schulknaben freuten sich mit ihm, daß die fremden Kinder nun so viel vergnügter und sauberer aussahen, obgleich sie sie hie und da noch im Spaß: „Theodors Bettelbuben“ nannten.

### Das neue Haus.

Nun kam Theodors Geburtstag. „Mutter,“ fragte er vorher, „darf ich auch einen Wunschzettel schreiben? Karl darf allemal vor dem Geburtstag oder Christtag alles aufschreiben, was er sich wünscht, dann gibt ihm sein Vater davon was er will.“

„Na,“ lachte die Mutter, „das darfst du meinewegen schon, du bekommst dann eben was wir gut finden; wünschen kostet nichts, nur mußt du zufrieden sein, wenn du nicht alles kriegst.“

Des Theodors Wunschzettel war nun nicht groß, nur etwas sonderbar, er lautete also:

Wunschzettel für den Geburtstag des Theodor Freisinger:

- 1) ein paar neue Stelzen,
- 2) eine mürbe Brezel, und
- 3) ein paar Bretter und viel Kalk.

„Na, das ist ein wunderlicher Wunsch,“ sagte sein Vater und lachte, „Stelzen kann's schon geben, aber was willst du denn thun mit Brettern und Kalk? willst du dir ein eignes Haus bauen?“

„Rein, siehst du, Papa,“ erklärte Theodor und wurde feuerroth, „die Klemptnerbuben haben mir gesagt, daß sie noch immer keine Stube kriegen können zum Wohnen, und im Herbst wird's kalt, und dann kommt auch ihre Mutter aus dem Armenhaus, die bringt noch dazu ein ganz kleines Kindlein mit, dann können sie doch nicht mehr im Karren schlafen. Da hat der Klemptner gesagt, wenn er nur ein paar Bretter hätt' und Kalk, er wollte unter der Brücke sich schon eine Stube bauen, es wäre da warm, wie in einem Keller; und du hast ja so viel Bretter, Papa, du schenkst mir wohl ein paar für ihn! und Geld hat der Klemptner gar nicht wenig, er hat seinen Gaul an den Schinder verkauft, da hat er ein paar Gulden bekommen.“

„Na, wir wollen selbst sehen,“ sagte der Vater lachend, „ein flottes Haus wird's gerad nicht geben, aber starke, dicke Mauern hat die Brücke.“



Der Vater selbst ging zu dem Klempner und fragte ihn, wo er denn herkomme und warum er mit seinen Kindern so kümmerlich in der Welt herumfahren müsse und nicht an einem Ort geblieben sei?

„Ja, Herr,“ sagte der Klempner, „ein armer Mann bin ich freilich immer gewesen, aber nicht so arm wie jetzt, ich hab' sogar einmal ein eigen Häuslein gehabt, und wenn ich recht gepart hätte, so wäre ich vielleicht noch drin. Aber da kamen schlimme Kameraden, die mich in's Wirthshaus abholten, viel Geschäft hat es nicht gegeben und das Wenige, was ich verdient habe, ist alleweil weniger geworden. Gerade wie ich am Nöthigsten etwas gebraucht hätte, um meine Buben ordentlich in die Schule zu schicken, da hat man mir mein Häuslein verkauft, und ich habe mit Weib und Kind in die Welt hinaus ziehen müssen und suchen, ob ich nicht Arbeit finde. Es ist mir alles eins gewesen,“ sagte er; „aber wie mein Weib in's Armenhaus mußte und wir so allein da waren, und wie der junge Herr so freundlich gegen meine armen Kinder gewesen ist, da habe ich gedacht, der liebe Gott denke auch noch ein Bißchen an uns, und ich wollte jetzt gern arbeiten Tag und Nacht, wenn ich machen könnte, daß man meine Kinder nicht mehr Bettelbuben heißt und daß wir ein Obdach hätten.“

Herr Freisinger besah sich die Brücke; er meinte, es ließe sich am Ende machen mit einer kleinen Wohnung und versprach dem Klempner, ihm dazu zu helfen.

Nun ging ein Klopfen und Schaffen an da drunten im Graben; es wurde jetzt erst wieder der Tummelplatz der Knaben; hie und da halfen sie sogar dem Klempner und seinen Jungen beim Bauen; Steine waren genug da, da noch nicht lange vorher ein Stück Stadtmauer eingefallen war; es kamen auch gutherzige Leute aus der Stadt, die dem armen Mann bei der Arbeit beistanden, und — richtig, bis der Herbst kam und die kühlen Tage, da war unter der Brücke eine Stube und ein Kämmerlein ausgemauert mit einem Bretterboden und ordentlichen weißen Wänden; Theodors Mutter ließ auch ein altes Wiegenbettchen in's Kämmerlein stellen, und des Klempners Frau zog ein vom Armenhause mit einem ganz kleinen Kinde, das war ein Mägdlein, und die Buben hatten eine große Freude daran.

Schön war's nun eben nicht in des Klempners Wohnung; vorne neben der Thür waren zwei kleine Fensterlein, sonst kein Licht, aber doch schien die liebe Sonne herein und man sah hinaus in's grüne Gras, wo immer die ersten Gänseblümchen und Schlüsselblumen wuchsen. Die Buben waren jetzt immer ordentlich gewaschen und gekämmt und gingen in die Schule, niemand schimpfte sie mehr Bettelbuben; vor des Klempners Fenster hingen blanke Gießkannen, Trichter und Küchengeschirr und es hämmerte und klopfte lustig unter der Brücke. Wenn er aber gerade nichts zu schaffen hatte bei seinem Handwerk, so durfte er bei Herrn Freisinger arbeiten, weil der gefunden hatte, daß er ein geschickter Mann sei, und so hatte er immer etwas zu verdienen. Obgleich ihre Stuben nicht viel besser waren als ein Kellerloch, so wuchsen doch die Kinder lustig und rothbackig



auf, weil sie gleich hinaus konnten in die frische Luft, Stiegen zu steigen brauchten sie gar nicht, weil es keine gab; jedermann hatte eine Freude daran, daß es den armen Leuten jetzt so gut ging, und Theodor die allergrößte. Die Buben thaten ihm zu lieb, was sie nur konnten: sie suchten Erdbeere und Himbeere für ihn, fingen ihm Goldkäfer und Hornschrüter, und Jakob, der kleinere, der sehr geschickt war, flocht ihm einmal ein ganz nettes Vogelkäfig.

„Mutter,“ fragte Theodor einmal leise, als die Mutter nach dem Abendgebet noch an seinem Bette saß, „du Mutter, die Klemptnerin hat gesagt, ich allein sei schuldig, daß es ihnen jetzt so gut gehe, und daß sie ein eigen Stüblein haben, und du sagst doch: alles Gute, was man habe, komme allein vom lieben Gott; aber es ist doch auch wahr, daß ich den Vater zuerst gebeten habe, daß er den armen Leuten geholfen hat, wie ist denn das nun?“

Da beugte sich die Mutter zu dem Knaben herab und sagte: „alles Gute, lieber Theodor, kommt vom lieben Gott, auch das Gute, was wir Andern thun dürfen. Wenn wir unser Herz offen lassen für Gottes Liebe, so gibt er uns in den Sinn, auch was wir Andern zu lieb und zu gute thun dürfen. Das ist das Allerschönste und Beste, was ein Mensch erlangen kann auf der Welt, daß er dem lieben Gott helfen darf; das ist ein Engelsgeschäft. Drum bleibe du ein fromm und gehorsam Kind, so darfst auch du Gottes Engel sein für die Armen und Bedrängten auf Erden.“

So that Theodor, er gab sein junges Herz in Gottes Hut, und er blieb ein fröhliches Kind und wurde ein glücklicher und gesegneter Mann.

Auch das hat er noch erlebt, daß der Klemptner aus seiner Höhle unter der Brücke heraufzog in ein freundliches Häuschen und seine Brückenstube einem armen Schuhmacher ließ. Die schmutzigen Klemptnersbuben sind sauber gewaschene, groß gewachsene Bursche und rechte Handwerker geworden, und das kleine Mädchen, das im Armenhaus geboren war, eine brave Magd. Sie sagen noch heute: „dem Theodor haben wir's zu danken,“ er aber hat ihnen schon oft gesagt, wem sie recht und eigentlich zu danken haben.



## Die Wunder des Waldes.

Eduard und Marie waren noch nicht lang mit ihrer Mutter auf's Dorf gezogen. In der Stadt hatten sie in einem großen hohen Hause in ein paar engen, kleinen Zimmern gewohnt. Auch die Straße war eng, und sie mußten schon weit gehen, wenn sie nur einen grünen Baum sehen wollten. Im Haus wohnten gar viele Leute, die Kinder kannten aber keines davon, außer dem Bäcker, der unten wohnte und der ihnen allemal um Weihnachten einen Butterring schenkte. Aber es war doch schön in der Stadt gewesen; sie konnten des Königs Schloß sehen alle Tage, so oft sie wollten, und in des Königs Garten spazieren gehn, wo die allervornehmsten und ganz schön gepuhten Leute gingen und fuhren, und wenn sie nur auf der Hauptstraße liefen, so sahen sie an den Glasfenstern der Kaufläden so prächtige Sachen, daß man hundert Weihnachtsstuben hätte damit ausputzen können. Das alles und noch viel mehr sahen die Kinder, sie dachten aber nicht viel daran.

Nun war ihr Vater gestorben und die Mutter war arm, da wollte sie denn, so lang die Kinder noch klein waren, in das Dorf ziehen, wo sie geboren war; sie hoffte, dort so viel zu ersparen, daß sie Eduard später in eine lateinische Schule schicken könne. Ihr Vater war einmal Pfarrer in dem Ort gewesen, und ein reicher Bauer, der sie noch kannte, gab ihr ein nettes Häuschen zu ganz wohlfeilem Miethzins.

Ach, wie erstaunten die Kinder, als sie zum erstenmal vor dem kleinen Häuschen standen, wo sich die Mutter fast bücken mußte, um hineinzugehen, und gleich beim Eingang war die Küche, so daß man auf der Straße das Feuer brennen sah; dann war nur Eine Stube, die war ziemlich groß, und ein Kämmerlein daneben, oben noch ein Stüblein, da durfte Eduard ganz allein schlafen; das Stieglein, das hinaufführte, war wie eine Leiter. Die Kinder wußten nicht, ob sie lachen oder weinen sollten. Nun sahen sie erst, daß es gut war, daß die Mutter in der Stadt viel von ihren Sachen verkauft hatte, obgleich sie beide geweint hatten, als man Mariens Küche und Eduards Wiegenpferd forttrug.

Eine ganze Schaar Dorfkinder umstand mit offenen Mäulern den Wagen, auf dem die Geräthe



### Die kleine Dienstmagd.

An einem schönen Sonntag Morgen sitzt Katherinchen draußen im Grasgarten mit ihrer kleinen Elisabeth auf dem Schooß. Es ist gar selten, daß die Schwesterlein so ruhig beisammen sitzen können, denn Katherine ist die kleine Dienstmagd der Bäurin und wenn sie nicht in der Schule ist, so hat sie den ganzen Tag zu springen und zu laufen. Heut aber ist's Sonntag. Katherine wäre gern auch einmal in die Kirche gegangen, aber die Elisabeth ist zu klein, da muß sie zu Haus bei ihr bleiben. Und es ist auch schön im Garten, im grünen Gras unter dem großen Apfelbaum, Katherine hört die Glocken läuten, sie hört das Orgelspiel aus der Kirche; auf dem Baume singen die Vögelein, und der Himmel ist so schön blau, sie meint, an so einem Morgen da müßte die todtte Mutter heruntersehen zu ihren Kindern und sie schlingt den Arm fester um ihr Schwesterlein.

Das denkt aber an alles das nicht; der weiße Spitz, der auch nicht in die Kirche darf, ist mit in den Garten herausgekommen, mit dem spielt die Kleine und zaust ihn und zupft ihn an den Ohren, und der Spitz läßt sich alles von ihr gefallen.

Nun ist's länger als ein Jahr, seit man die Mutter der zwei Kinder auf den Kirchhof getragen hat; der Vater war ein Schäfer, der war ein Jahr zuvor in's ferne Ausland gegangen, weil er so Unglück gehabt und alle seine Schafe durch eine Seuche verloren hatte, man hatte nichts mehr von ihm gehört; wie die kleine Elisabeth geboren wurde, hätt's ihn die Mutter gar zu gern wissen lassen, aber Niemand wußte, wohin er gegangen. Seitdem war die Mutter nimmer recht gesund worden; sie war vorher ein fleißiges Weib gewesen, aber jetzt konnte sie nicht mehr auf's Feld, nur noch spinnen, am Ende mußte sie im Bett bleiben.

Katherine war damals acht Jahre alt, für die war's eine herbe Zeit, sie saß am Bett der Mutter Tag und Nacht, sie wiegte daneben das Kind und tunkte ihm den Schloßer ein und sang ihm „Gia popeia“, daß es die Mutter ruhen ließ, sie sprang zum Doctor und in die Apotheke, machte Thee und Suppe für die Mutter so gut sie's verstand, aber mit der Mutter ward's nicht besser. Die Leute im Dorf waren selbst nicht reich, aber gut und freundlich, sie brachten der Kranken



„Kathrinchen, müßt ihr mich nicht fürchten.“

Die Bibel war voll von

ihre Sonntagsarbeit gewesen,

und zu bezeichnen. „Gelt, Kathrinchen, du sorgst mir, daß kein Zeichen verloren geht, schlag eins auf.“ Katherine las: „Und ich will euch nicht Waisen lassen, ich komme zu euch.“ — „Weißt du, wer das sagt?“ „Der liebe Heiland, Mutter.“ — Da lächelte die Kranke und bat: „Bring' mir die Kleine.“ Das Kindlein schlief und wachte nicht auf, als die Mutter es vor sich auf's Bett legte, die schwachen Hände faltete und es mit müden Augen ansah. Aber die Augen der Mutter schloßen sich ganz, und als Kathrinchen sie anrührte, da war sie ganz kalt. „Sie ist todt! sie ist todt!“ rief Kathrinchen mit lautem Weinen, nun erst wachte die Kleine auf und weinte auch, sie wußte aber nicht warum.

Am Sonntag trug man die Mutter hinaus, dem Kathrinchen hatten sie aus der Mutter Sonntagskleidern einen Traueranzug gemacht, in dem ging sie hinter dem Sarg und weinte bitterlich. Aber es war so schöner Sonnenschein, und heut früh hatte sie in der Bibel gelesen: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen;“ wie nun die Wolken gerad über dem Grab auseinander gingen und der blaue Himmel hereinsah, da dachte sie, das sei wohl auch eine von diesen Wohnungen, da sei nun die Mutter hingegangen, und sie konnte nicht so gar traurig sein. Wie sie heimkam, war die Elisabeth eben aufgewacht und streckte die Armelein nach ihr aus; sie nahm sie auf den Schooß und mußte sich nun recht besinnen, wie sie's denn machen sollte, um für das Schwesterlein zu sorgen.

Die Bäurin wollte zuerst nichts davon wissen, daß sie die Kinder in dem Kämmerlein oben behalten solle und ihnen gar noch zu essen geben; aber Kathrinchen bat so schön und versprach so treuherzig, was sie alles thun wolle, daß sie's versprach, sie wolle es probiren.

Ein so kleines Mägdelein hatte die Bäurin noch nie gehabt, aber auch kein so fleißiges, man meinte, es sei an allen Orten zugleich. Zuerst hatte Kathrinchen gar böse Zeit gehabt mit dem Schwesterlein, wie das noch so schrie bei Nacht; da hatte sie oft bitterlich mitgeweint und manchmal gar verschlafene Auglein gemacht, nach und nach wurde das aber besser, und jetzt schliefen sie alle Beide, bis es Tag wurde. Dann aber war mein klein Mägdelein schon auf, kehrte und lüftete das Kämmerlein, so leis, daß die Kleine daneben nicht erwachte; sie schliefen alle Beide in der Mutter großem Bett, das kleine hatte ihnen die Bäurin verkauft, das Geld dafür verwahrte Kathrinchen in einem Schächtelein. Nun ging's zur Bäurin, da ließ man die Hühner heraus und fütterte sie, das war ein Geflatter und ein Gegaacker; Kathrinchen kannte sie alle, sie zankte die Zubringlichen und half den Langsamen und jagte die naseweisen Späßen fort. Dann aber sprang sie



an den Brunnen, da lachte man freilich, wenn das Kathrinele mit seinem kleinen Kübel kam, aber es trippelte so flink hin und her, daß es die Gölte voll hatte, eh die Weiber und großen Mädchen recht angefangen hatten zu schwagen. Dann ging's in's Kämmerlein, wo die Elisabeth lag, die hatte schon gelernt, ruhig und still zu liegen, bis die Schwester kam, jetzt aber streckt sie mit unbeschreiblicher Freude die Arme nach ihr aus. „Dadeh, Dadeh!“ ruft sie und lacht und krabzelt ihr mit den Händen im Gesicht, und Kathrinchen ist so unbeschreiblich glücklich! Nur ein arm Waisenkind kann wissen, was es ist, wenn Einen ein Geschöpf so ganz unaussprechlich lieb hat.

Aber Kathrinchen mußte in die Schule und da konnte sie die Kleine eben nicht mitnehmen, da mußte sie sie manchmal in's Kämmerlein einschließen; sie betete aber allemal von Herzen, daß der liebe Gott das Kind behüten möge, und er hat's gnädig behütet. Wie das Elisabethchen größer wurde, durfte sie's mitnehmen und an schönen Tagen in der Frau Schulmeisterin Gärten setzen, bei Regen oder Kälte nahm die es oft in die Stube; wenn dann in den Schulpausen die Mädchen herumsprangen, spielte Kathrine mit dem Schwesterlein; aber es gab auch Spiele, bei denen man so ein Kleines brauchen konnte, das Kathrinele und ihr Kind waren überall wohl gelitten.

An jenem Sonntag da war's den Kindern so wohl, wie lange nicht. Die Schulmädchen bekamen oft vom Herrn Pfarrer schöne Bücher geliehen: Genovefa und das Blumenkörbchen und allerlei. Dazu hatte Kathrinchen keine Zeit, aber der Mutter Bibel die wußte sie bald auswendig, und so oft ihr kleines Herzchen schwer war, fand sie auch wieder einen schönen Spruch, — da wo die Mutter Zeichen eingelegt hatte; so hatte sie auch heute den Spruch gefunden: „Ich bin der rechte Vater über Alles, was da Kinder heißt, im Himmel und auf Erden;“ das hatte dem Kind so wohl gethan, und wenn sie so ausblickte, so kam sie sich vor wie daheim; der blaue Himmel, wo der liebe Gott war und die selige Mutter, der schien ihr gar nicht so fern mehr. Sie küßte ihr Elisabethlein, und freute sich, bis sie ihm all die schönen Geschichten aus dem Bibelbuch erzählen konnte.

So saßen die Schwesterlein in großer Stille und Frieden, da sprang plötzlich über den Zaun des Gärtchens hinter ihnen ein großer Hund dicht an den erschrocknen Mädchen vorbei, ihm nach flog ein Stein, der nicht den Hund, aber den Kopf der armen Kathrine traf, die sich schnell vorgebeugt hatte, um das Schwesterlein zu schützen, das Blut floß herab und die Kleine erhob ein Jammergeschrei.

### Der Stoffele.

Da guckte hinter den Mädchen der trohige Kopf eines kleinen Buben hervor, der Allem nach den Stein geworfen hatte. Das war der Stoffele, eines reichen Bauern Sohn, aber ein wilder, nichts-nutziger Junge, überall dabei, wo's Unfug gab.

Diesmal war's ihm scheints doch leid: „Hab' mit dem Hund gespielt,“ sagte er noch trohig, „der hat mir die Hosen zerrissen, daß ich daheim Schläg' krieg, jetzt hab' ich ihm den Stein nachgeschmissen, he' dir's ebbes thun?“ „Nicht viel,“ sagte Kathrinchen und lächelte, um die Kleine zu



beruhigen, obwohl ihr's weh that, „du mußt aber nie mit Steinen werfen, auch keinen Hund.“ Stoffele schwieg verstockt; Kathrinchen band sich das Schnupftuch um den Kopf und sagte ruhig: „Wie, wo sind deine Hosen zerrissen?“ Der verwunderte Stoffele, der sich auf lautes Geheul und Schimpfwörter gefaßt hatte, zeigte den Schaden und gloßte sie erstaunt dazu an. Die gute Näherin, die Kathrine gelernt hatte, dem Schwesterlein ihre Kleider herzurichten, hatte ihr ein Döschen mit Nadel, Faden und Fingerhut geschenkt, um in der Zwischenzeit hie und da kleine Löcher zu stopfen, daß keine großen draus werden. Das zog sie jetzt heraus und sückte den Schaden zu; der Stoffele hielt dabei still wie ein Mäuschen und gloßte nur immerfort, er wußte gar nicht, wie ihm geschah. Als Kathrinchen fertig war, sagte er: „Groß Dank,“ und trollte sich, die kleine Lisabeth aber ward nicht müde, die Schwester zu streicheln, und sagte „Arme Dadeh, arme Dadeh, böse Bub 'miffen.“ (Arme Kathrine, böser Bube geworfen.)

Kathrine wusch ihre Schläfe ab, kämmt ihr Haar über die Wunde, als sie ausgeblutet hatte, und Niemand außer dem Schwesterlein bemerkte es.

Kathrine lernte alle Morgen einen der Sprüche auswendig, die die Mutter bezeichnet hatte, heute war es der gewesen: „Selig sind die Sanftmüthigen, denn sie werden das Erdreich besitzen.“

### Die Kirschenernte.

Nicht lang nach dem gab's einen Feiertag in der Schule, die Mädchen zogen in's nächste Dorf „in die Kirschchen,“ in ihrem Dorf gab's keine, als in den Gärten einiger reichen Bauern. Kathrinchen durfte nicht an's Kirschenessen denken und ging mit etwas schwerem Herzen von der Wiese heim; das Lisabethchen hat auch etwas von Kirschchen gehört und sagte vor sich hin: „Kirschchen so gut.“ „Wir gehen jetzt heim,“ tröstete sie Kathrinchen, dann krigen wir Milch, und nachher spielt du im Garten und ich such' dir schöne Steinchen und mach' dir ein Gärtlein,“ so tröstete sie die Kleine, wie sie eben an dem Garten von Stoffeles Vater vorbeikamen, aus dem große Kirschbäume lockend herauschauten. Da guckte der Stoffele aus seiner Gartenthür: „Kommet einer!“ (herein) rief er und zog das widerstrebende Kathrinchen an der Schürze. Lisabeth wollte davon und schrie: „Böse Bub, Dadeh 'miffen,“ aber Stoffele hielt ihr ein Körbchen mit Kirschchen vor und lockte sie: „Komm, Kirschchen, ich will euch Kirschchen brechen!“ Jetzt zerrte die Kleine und wollte hinein, aber Kathrinchen fragte noch bedenklich: „Stoffele, dürfen wir auch, zankt dein Vater nicht?“ „Der Vater und Mutter sind über Feld und der Vater hat g'sagt, ich dürf mir Kameraden holen zum Kirschenessen, aber ich will euch geben.“ Da ging auch Kathrinchen mit fröhlichem Herzen herein und saß in's weiche Gras und schmauste in die Wette mit der Kleinen, der Stoffele aber war auf den Baum gestiegen und pflückte immer mehr und noch mehr, die Kleine war mit dem Körbchen fertig, da kamen sie unter den Baum und lasen auf, was Stoffele herunterwarf, und es war ein rechter Spaß, wenn eine Kirschche auf die Nase traf.



Jetzt eilte Kathrinchen heim, und Stoffele füllte ihr noch die Schürze mit schönen Kirichen, der Kleinen auch; so reich waren sie noch nie gewesen. Die Bäurin wurde nicht böß über's späte Heimkommen, als sie das Glück der Kinder erfuhr.

Seitdem verging keine Woche, wo der Stoffele den Mädchen nicht was Freundliches erwies.

### Der fremde Mann.

Es war Heuernte und recht heiß. Kathrinchen war auch mit auf der Wiese, obwohl die Bäurin sagte, es sei kaum der Mühe werth, was sie zusammenreche mit ihren kleinen Armen; aber sie konnte doch frisch Wasser holen für die Mähder und allerlei sonst besorgen. Unten, nah am Bächlein hatte sie unter einem schattigen Baum der Kleinen ein Häuslein in's Gras gebaut, da war ein Kanapee und ein Bett, alles von Heu; am Morgen hatte sie ihr einen schönen Kranz geflochten und jetzt brachte sie Teller von großen Blättern und kochte von Blumen: Gänseblumen das sind Eier, weiß und gelb, wie ein Osterei; Gras ist das grüne Gemüs, die süßen rothen Kleeblumen sind e Berge Biskuit, die Kiesel vom Bach sind große Stücke Fleisch, freilich ein bißchen hart, und die Kleine, f einem spielte so fort, auch wenn Kathrinchen bei der Arbeit war; als ihr zuletzt das Kochen entleidete, fsten im da machte sie Alles in einen wüsten Matsch zusammen und spuckte hinein und rührte es mit einem es war Stecklein um und sagte höchst vergnügt: „Das Dreile.“

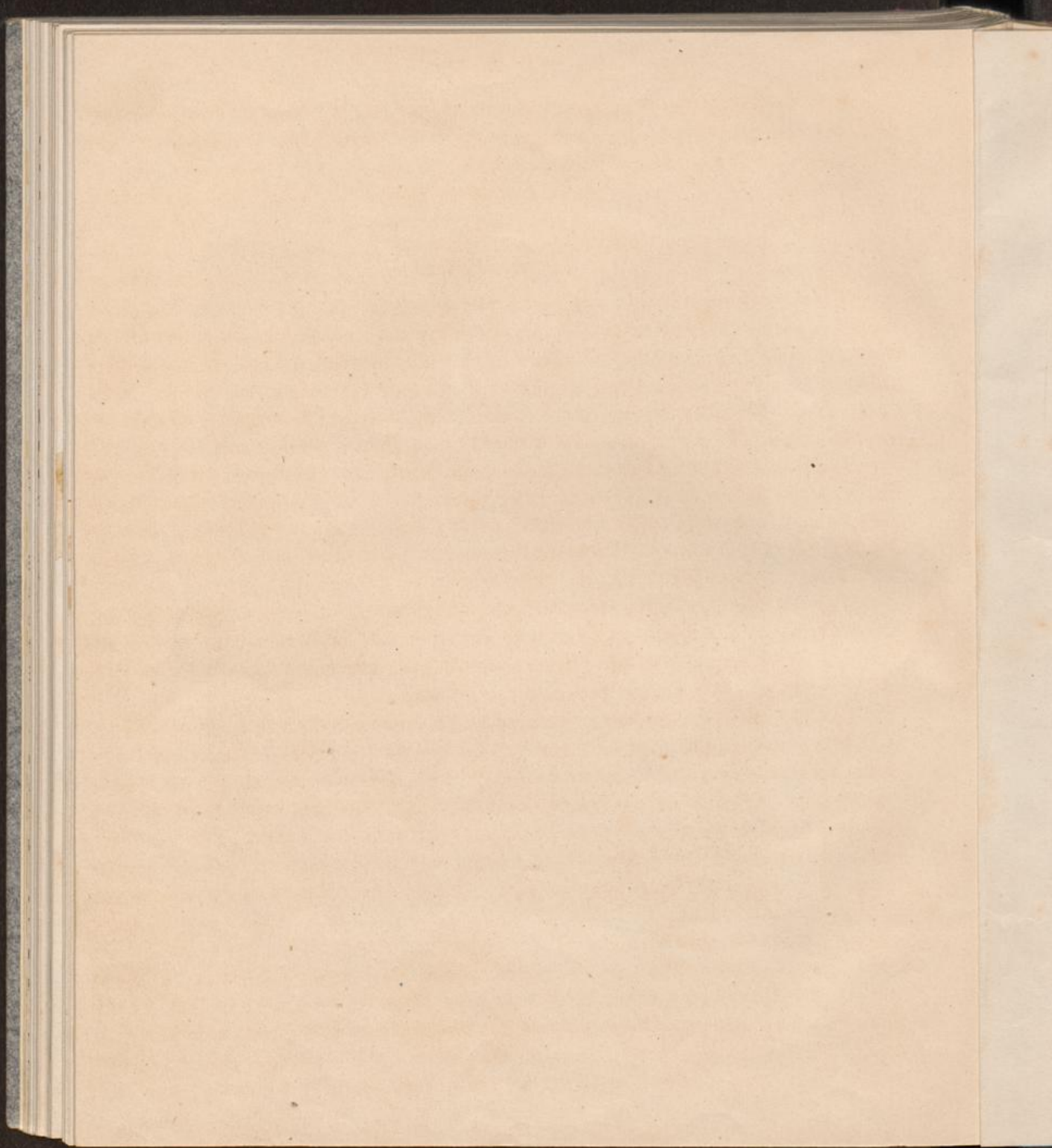
Es wurde Mittag, Kathrine war im Dorf gewesen und hatte der Bäurin das Essen helfen, f stand. herausbringen, ein prächtiger goldgelber Wälschkornbrei, so dick, daß der Löffel drin stand. Alle aßen aus der Schüssel, Kathrine hatte sich ein eigen Schüsslein mitgebracht, darein bekam sie ihren, lam der reichlichen Antheil, mit dem sprang sie hinunter zur Kleinen. freuten

Da saß ihre Liesbeth und spielte mit einem fremden Mann und einem großen schwarzen Hund, r lustig und fürchtete sich gar nicht. Der Mann fuhr auf, als Kathrine kam, er sah sie lang an und fragte: in das „Bist du Kindsmagd?“ „Nein,“ sagte Kathrinchen mit Stolz, „das Kind ist mein eigen, es ist mein Schul-Schwesterlein.“ „So, wo ist deine Mutter?“ „Im Himmel,“ sagte Kathrine und Lisabeth deutete, ergnügt mit ihrem Händchen hinauf zu den Wolken. „Seid ihr im Armenhaus?“ fragte der Mann. „Nein,“ sagte Kathrinchen eifrig, „die Bäurin hat uns behalten, ich bin ihr Mägdelein.“ „Du?“ fragte der, mte oft Mann mit Lachen, „was kannst denn du thun?“ „Ich kaun Holz tragen und Wasser holen und können! Gras ausjäten und das Vieh füttern und ein Bißchen kochen und Hühner füttern und Gänse hüten, fleißige und auf dem Feld helfen und kehren . . .“ berichtete das kleine Mägdelein, bis sie außer Odem, or dem war. „Und die Kleine?“ „Die hüt' ich nebenher.“ „Aber woher nehmt ihr Kleider?“ „Ich habe noch von der Mutter, die hat mir die Näherin gemacht und ich hab's von dem Geld für das in der kleine Bettlein bezahlt und dem Lisabethle kann ich selbst aus meinen machen, wenn mir's die Näherin führte zeigt.“ „Aber Kind, wie kannst du da fertig werden, wer hilfst dir denn?“ „Der liebe Gott,“ runden sagte sie zuversichtlich. „Aber wenn ihr größer werdet und neue Kleider braucht?“ „Dann hilfst, Dach-











Jetzt eilte Kathrinchen heim, und Stoffele füllte ihr noch die Schürze mit schönen Kirichen, der Kleinen auch; so reich waren sie noch nie gewesen. Die Bäurin wurde nicht böß über's späte Heimkommen, als sie das Glück der Kinder erfuhr.

Seitdem verging keine Woche, wo der Stoffele den Mädchen nicht was Freundliches erwies.

### Der fremde Mann.

Es war Heuernte und recht heiß. Kathrinchen war auch mit auf der Wiese, obwohl die Bäurin sagte, es sei kaum der Mühe werth, was sie zusammenreche mit ihren kleinen Armen; aber sie konnte doch frisch Wasser holen für die Mähder und allerlei sonst besorgen. Unten, nah am Bächlein hatte sie unter einem schattigen Baum der Kleinen ein Häuslein in's Gras gebaut, da war ein Kanapee und ein Bett, alles von Heu; am Morgen hatte sie ihr einen schönen Kranz geflochten und jetzt brachte sie Teller von großen Blättern und kochte von Blumen: Gänseblumen das sind Eier, weiß und gelb, wie ein Osterei; Gras ist das grüne Gemüs, die süßen rothen Kleeblumen sind e Berge Biskuit, die Kiesel vom Bach sind große Stücke Fleisch, freilich ein bißchen hart, und die Kleine, f einem spielte so fort, auch wenn Kathrinchen bei der Arbeit war; als ihr zuletzt das Kochen entleidete, fsten im da machte sie Alles in einen wüsten Matsch zusammen und spuckte hinein und rührte es mit einem es war Stecklein um und sagte höchst vergnügt: „Das Dreile.“

Es wurde Mittag, Kathrine war im Dorf gewesen und hatte der Bäurin das Essen helfen, f stand. herausbringen, ein prächtiger goldgelber Wälschkornbrei, so dick, daß der Löffel drin stand. Alle aßen aus der Schüssel, Kathrine hatte sich ein eigen Schüsslein mitgebracht, darein bekam sie ihren, kam der reichlichen Antheil, mit dem sprang sie hinunter zur Kleinen. freuten

Da saß ihre Liesbeth und spielte mit einem fremden Mann und einem großen schwarzen Hund, r lustig und fürchtete sich gar nicht. Der Mann fuhr auf, als Kathrine kam, er sah sie lang an und fragte: in das „Bist du Kindsmagd?“ „Nein,“ sagte Kathrinchen mit Stolz, „das Kind ist mein eigen, es ist mein Schul-Schwesterlein.“ „So, wo ist deine Mutter?“ „Im Himmel,“ sagte Kathrine und Lisabeth deutete, ergnügt mit ihrem Händchen hinauf zu den Wolken. „Seid ihr im Armenhaus?“ fragte der Mann. „Nein,“ sagte Kathrinchen eifrig, „die Bäurin hat uns behalten, ich bin ihr Mägdelein.“ „Du?“ fragte der, mte oft Mann mit Lachen, „was kannst denn du thun?“ „Ich kaun Holz tragen und Wasser holen und können! Gras ausjäten und das Vieh füttern und ein Bißchen kochen und Hühner füttern und Gänse hüten, fleißige und auf dem Feld helfen und kehren . . .“ berichtete das kleine Mägdelein, bis sie außer Odem, or dem war. „Und die Kleine?“ „Die hüt' ich nebenher.“ „Aber woher nehmt ihr Kleider?“ „Ich habe noch von der Mutter, die hat mir die Näherin gemacht und ich hab's von dem Geld für das in der kleine Bettlein bezahlt und dem Lisabethle kann ich selbst aus meinen machen, wenn mir's die Näherin führte zeigt.“ „Aber Kind, wie kannst du da fertig werden, wer hilfst dir denn?“ „Der liebe Gott,“ runden sagte sie zuversichtlich. „Aber wenn ihr größer werdet und neue Kleider braucht?“ „Dann hilfst, Dach-



eben der liebe Gott wieder,“ erwiderte sie treuherzig; „in der Mutter Bibel steht: „Ich will dich nicht verlassen noch versäumen.““ Und wenn ich größer bin, so kann ich ja auch mehr schaffen.“ — „Wie hat denn deine Mutter geheißt?“ „Schäfers Kätter,“ sagte Kathrinchen; „wir haben auch einen Vater gehabt, aber der ist ganz fort und kommt nimmer.“

„O Gott, o Gott!“ rief der fremde Mann so laut und heftig, daß die Kinder erschrafen, und nahm das kleine Mädchen auf den Arm und weinte bitterlich; Kathrinchen wußte sich nicht mit ihm zu helfen, die Kleine aber, nachdem sie eine Weile bedenklich zugehört, wollte herunter von seinem Arm, sie mochte gern jetzt essen.

Da kam die Bäurin herunter, die den Mann von Weitem gesehen. „Was gibt's denn da, Kathrine?“ fragte sie. Der Mann richtete sich auf vom Boden und sah sie noch etwas verstört an. „Herr Gott, seid Ihr's, der Schäfermartin?“ rief die Frau erstaunt, „so, jetzt kommt Ihr, wenn's Weib unterm Boden liegt; wo kommt Ihr her und was habt Ihr im Sinn?“

„Frau, thut mir keinen Vorhalt,“ sagte der betrübt, „ich spür's selber; bin weit in der Welt herumgekommen und ist mir nicht immer schlecht gegangen, aber heim hab ich nicht wollen, hab' immer gedacht, wenn ich auch einen Kreuzer erspart hab', so ist er doch gleich wieder draußen, wenn ich bei Weib und Kind bin. Nun hab' ich mir ziemlich erspart, mit dem hab' ich nach Amerika wollen, ich allein, aber es trieb mich doch noch einmal hierher, da wollte ich sehen, ob mein Weib noch lebe, und etwas Weniges für sie dalassen.“

„Der erste Mensch, den ich hier sah, ist mein kleines Kind gewesen und nachher das größere, und da, wo ich, ein starker Mann, davongelaufen bin, um für mich allein zu sorgen, da hat ein schwach Mägdlein im Vertrauen auf Gott getreulich ausgehalten; o Gott, verzeih mir meine Sünde!“

Gar lang konnten die Mägdlein nicht verstehen, daß es ihr Vater sei, der hier gekommen; der Elisabeth war's gleich recht, sie hatte eine Freude an dem silbernen Herzen, das er nach Schäfersbrauch auf der Brust trug, und an dem neuen Gulden, den er für sie aus seinem Beutel zog. Kathrinchen hatte sich leise fortgeschlichen, und als der Vater sich traurig nach ihr umsah, da war sie schon wieder da und gab ihm ein Blättchen in die Hand, das sie in der Mutter Bibel gefunden hatte. Da stand drauf: „An meinen Mann Martin Böhler. Es ist Alles verziehen, sei ein Vater zu deinen Kindern, wenn du einmal wiederkommt; ich will im Himmel für euch beten.“

Deine getreue Frau

Anna Katharina.“

Der Martin hat darüber nicht viel gesprochen, aber er ist ein guter Vater für seine Kinder geworden. Er hat ein eigenes ganz kleines Häuslein gekauft, darin ist das Kathrinchen gar ein emsiges Hausmütterlein und es ist ihnen gut und immer besser gegangen.

Jetzt sitzen die Schwesterlein wieder in einem schönen Grasgarten, der ihnen eigen gehört, und Stoffele, der ihnen arbeiten hilft wie ein Knechtlein, wirft ihnen rothe Äpfel in Schooß.



## Der Christbaum im Sommer.

### Das alte Schloß.

Marie und Robert waren Pfarrerskinder in Schottland, ein schönes Land, wo es hohe Berge gibt und tiefe Seen und alte Schlösser. Das Pfarrhaus und die Kirche lagen allein auf einem Hügel, das Dorf mit dem Schulhaus war eine halbe Stunde entfernt und die Kinder mußten im Sommer jeden Morgen den weiten Weg machen. Das that ihnen aber gar nicht leid, es war ein schöner Weg, an einem lustigen Bächlein vorbei, wo blaue Bergfarnwurz wuchsen, über eine grüne Wiese und an dem Thor vorüber, wo auf grünem Grunde ein großes altes Schloß stand.

Im Winter durften die Kinder nicht in die Schule, da lernten sie beim Vater, auch kam der Lehrer aus dem Dorfe Nachmittags herüber und ließ sie schreiben und rechnen. Aber sie freuten sich immer, wenn der Frühling kam und sie wieder hinüber durften in die Dorfschule. Gar lustig trug dann Robert seinen Ranzen und Marie ihre Schultasche, daneben noch ein Körbchen, in das die Mutter Brod und Obst oder sonst etwas Gutes gelegt hatte, das sie in der Pause in Schulmeisters kleinem Gärtchen mit einander schmausten. Die Kinder waren sehr einträchtig und vergnügt zusammen und hatten selten Streit.

Sie gingen immer viel früher als es nöthig war, Käthe, die alte Pfarrmagd, brummte oft ein Bißchen, daß sie so gar früh schon Milch warm machen mußte: „na, ihr werdet warten können! könnt noch lang genug lernen.“ Sie eilten aber nicht so wegen des Lernens, obgleich sie fleißige Kinder waren und immer ihre Aufgabe ordentlich wußten: sie mochten so gar gern sich vor dem Schloßthor verweilen und hineinschauen, das war ihnen alle Tage wieder wichtig und neu.

Es war ein hohes schwarzes Gitterthor und ein eiserner Zaun auf beiden Seiten, in der Mitte ein breiter Weg zwischen hohen Bäumen, ganz mit grünem Gras bewachsen, der führte gerade vor das Schloß. Das war ein gar stattliches Gebäude mit allerlei spitzen und runden Thürmchen und Erkern, zu beiden Seiten führte eine breite Treppe hinauf und oben an den Dach-



erinnen schauten seltsame Thierköpfe herunter, Drachen und Delphine. Vor dem Schloß war ein weicher grüner Rasen und es war der Kinder höchster Jubel, wenn aus dem Park nebenan ein paar Rehe sich schüchtern hervorwagten und auf dem Grund lagerten.

Das Schloß gehörte einem vornehmen Herrn, Lord Castellmore, der war aber seit acht Jahren schon weit weg in Italien; er war mit seiner kranken Frau dorthin gereist und mit seinem jüngsten Töchterlein, dem einzigen, das ihm von sechs Kindern geblieben. Im Schlosse wohnte Niemand als ein alter Diener und ein Wildhüter. „O, das ist schade,“ sagte Marie, „daß es so leer steht, das wäre prächtig, wenn wir hineinziehen dürften, und ich dürfte mit meiner Puppe und meinem Strickförcchen an dem hohen, prächtigen Bogenfenster sitzen!“

„Und ich dürfte mit den Rehen herumspringen im Park und auf dem Rasen!“ sagte Robert.

„Und wir hätten gar nicht mehr so weit in die Schule,“ meinte Marie.

„Du,“ sagte Robert, „ich glaube, wenn wir im Schloß wohnten, so möchten wir gar nicht mehr in die Schule.“

„Ei, vornehme Kinder wollen auch nicht dumm bleiben,“ sagte Marie, „aber wenn die Mama nicht da wäre, und wir so allein in dem großen Schloß?“

„Nun, Vater und Mutter müßten auch da wohnen.“

„Aber dann wäre Papa nicht Pfarrer,“ meinte Marie wieder, „Pfarrer wohnen nicht in Schlössern, und die armen Leute wären dann gar nicht so keck, daß sie zu ihm kommen.“ Kurz, die Kinder fanden, daß es viel besser war, wenn sie Pfarrerskinder blieben und wieder heimgen in ihr freundliches Pfarrhaus mit dem kleinen Blumengärtchen, als wenn sie in dem hohen, stolzen Schlosse wohnen müßten, und sie trollten sich fröhlich weiter.

Einmal aber, an einem gar schönen Frühlingmorgen, sah Marie und Robert, als sie wieder an dem Schloß vorbeikamen, ganz verwundert, daß das Gitterthor offen stand. Von den Rehlein war nichts zu sehen, aber allerlei Leute, Diener mit Köcken, an denen Silberborten waren, liefen hin und her.

„Was gibt's denn da?“ fragte der kecke Robert den alten Diener, den er ein wenig kannte.

„Lord Castellmore kommt zurück und wird jetzt hier wohnen,“ sagte ihm dieser.

„Und das kleine Kind?“ fragte Marie mitleidig, — die Mutter hatte ihr schon erzählt von dem kleinen Mädchen und der kranken Lady, die in Italien gestorben war, — „ist es auch gestorben?“

„Ja die, gestorben!“ lachte einer von den andern Dienern, „die lebt stark und gesund und ist ein schönes Fräulein, aber mächtig stolz.“

Das war nun eine große Wichtigkeit für die Kinder; sie konnten kaum erwarten, bis sie daheim erzählen konnten, daß der Lord jetzt wiederkomme, und daß sein kleines Mädchen jetzt groß und gesund und schön und stolz geworden sei. Es that ihnen diesmal ganz leid, daß jetzt gerade drei Feiertage kamen, und Regenwetter dazu, so daß sie nicht zum Schloß hinaus gehen konnten.



### Lady Selene.

Als sie aber am vierten Tag wieder auszogen, da gab's allerlei zu sehen. Das Schloßthor stand weit offen, viel schöne hohe Blumenstöcke, Lorbeerbäume und Oleanderbäumchen mit rothen Blumen standen vor dem Schloß, alle Fensterladen waren offen und in den hohen Fenstern spiegelte sich die Sonne hell und blank. Die Kinder standen bescheiden weit ab von dem Hofthor, sieh, da ritt gerade auf einem dunklen Pferdchen ein Mädchen heraus, ein Mädchen, nicht viel älter vielleicht als Marie, aber schlanker und größer. Sie sah auch besonders groß aus, weil sie ein ganz langes purpurrothes Reitkleid trug; auf dem Kopf hatte sie ein kleines, schwarzes Sammhütchen mit weißen, wallenden Federn und einem langen grünen Schleier, der weit hinauswehte, in der Hand eine kleine Reitpeitsche mit goldenem Griff. Die Kinder standen und staunten mit offenem Mund. Sie hatten wohl gehört, daß auch Damen reiten, aber ein so junges Mädchen, und in so schönen Kleidern!

Sie standen und guckten noch, als dem jungen Fräulein, die eben die Hand ausstreckte, um sie aus dem Wege zu weisen, die Reitpeitsche hinunter fiel. „Geh und heb' mir meine Reitpeitsche auf!“ befahl sie Robert. Der Robert aber, der ließ sich gar nicht gern befehlen, „man sagt auch: sei so gut,“ sagte er trotzig und blieb stehen. In dem Augenblick kam ein Reitknecht dem Fräulein nachgeritten, der sprang schnell vom Pferd, schob den Knaben bei Seite, hob die Peitsche auf und brachte sie dem Fräulein, die davon ritt und ihr vornehmes Köpfchen nicht mehr umwandte. Es that dem Robert fast leid, daß niemand weiter etwas zu ihm sagte, er wäre jetzt erst gern recht paßig gewesen, weil er schon angefangen hatte.

Diesmal hatten die Kinder gar viel bei der Mutter zu erzählen, wie prächtig jetzt das Schloß sei, und daß das junge Fräulein schon reite auf einem rechten Pferd, und wie sie so schön sei und so vornehm angezogen und stolz. „Ich hab's ihr aber gesagt,“ rühmte sich Robert, „die heißt mich nicht mehr ihre Reitpeitsche aufheben.“

Die Mutter schüttelte den Kopf: „grob sein ist keine Heldenthat,“ sagte sie, „es ist eine Schande für das Fräulein, daß sie dich nicht freundlicher gebeten hat; für dich wär's keine gewesen, wenn du freundlich und gefällig gewesen wärest.“

„Ei, dann wäre sie nur noch gröber und stolzer geworden,“ meinte der trotzig Robert, „da hätt' ich am Ende ihren Gaul noch fattern müssen.“ „Das kannst du ja gar nicht,“ sagte lachend Mariechen, und Robert, der sich nun selbst ein Bißchen schämte, rühmte sich nicht mehr seiner Heldenthat.

### Die Einladung.

Es waren ein paar Wochen vergangen und die Kinder waren nun schon gewohnt, daß die Schloßpforte offen stand, daß Leute, Wagen, Pferde und Hunde da aus und eingingen; es gab alle Tage etwas Neues zu sehen,



Die stolze kleine Lady sahen sie öfters, und so sehr Robert über sie schimpfte, es war ihnen doch jedesmal wichtig. Einmal war sie allein ausgefahren in einem offenen kleinen Wagen mit russischen Pferdchen; ein paarmal sahen sie sie noch zu Pferd, zweimal begegneten sie ihr auch, wie sie mit ihrem Vater im großen Wagen saß. Der alte Lord war ein schöner stattlicher Herr, vor dem zog denn doch Robert sein Käppchen ab und der Lord grüßte die Kinder freundlich und höflich, auch Lady Helene neigte diesmal ihr Köpfchen ein wenig, ihr Vater hatte es ihr wohl befohlen. „Ich mach' mir nichts draus, ich will gar nichts von ihr und wenn sie auch grüßt,“ sagte Robert, „ein stolzes Ding ist sie doch.“

Als einmal Abends die Kinder heimkamen, da begegnete ihnen der Lord, wie er eben aus ihrem Hause kam; der Vater begleitete ihn bis vor die Hausthür. Das machte sie sehr neugierig; „Mutter, was hat denn der Lord bei uns gewollt?“ fragte Marie. „Er hat den Vater besucht und hat euch auf morgen in's Schloß eingeladen.“

„O Mutterchen, das kann nicht sein!“ rief Marie sehr verwundert. „Ich geh' nicht,“ sagte Robert ganz bestimmt.

„Der Lord hat gesagt,“ erzählte ihnen die Mutter, „daß seine Tochter so ganz allein sei, da möchte er gern, daß ihr sie besuchet, damit sie auch Umgang mit andern Kindern habe.“ „Ist mir eins, zu dem stolzen Ding geh' ich nicht,“ sagte paßig Robert. „O Mutter, ich kann nicht,“ sagte Marie, „alle Kinder, auch die vom Dorf, sagen's, daß sie so stolz ist, und sie ist auch älter als ich.“

„Ein Jahr ist sie älter als Robert,“ sagte die Mutter, „ihr Vater weiß selbst, daß sie stolz und hochfahrend ist, das arme Kind hat keine Mutter gehabt und der Vater war nicht oft bei ihr, die Diener haben ihr allen Willen gethan, darum ist sie nun stolz und eigenwillig geworden; weiß denn mein Robert, wie er wäre, wenn man ihm allen Willen gethan hätte?“ Robert war still. „Geht ihr immerhin zu der jungen Lady,“ sagte die Mutter, „seid freundlich und gefällig gegen sie, und thut ihr zu liebe was ihr könnt, wer weiß, ob sie nicht auch freundlich wird und gut.“

„Aber Mutterchen, ich habe keine schönen Kleider, um in ein Schloß zu gehen,“ sagte Marie bedenklich. „Thut nichts,“ sagte die Mutter und streichelte ihr Köpfchen, „meine Marie ist ein Pfarrkind und kein Schloßfräulein, ihr blaues Kleidchen, wenn es hübsch rein ist, ist auch schön genug.“ Robert wollte sich noch bestimmen, ob er zu dem stolzen Ding gehen wolle, aber es löstete ihn doch gewaltig, einmal in das Schloß zu kommen.

### Die Kinder im Schloß.

Die Kinder hatten wirklich ein wenig Herzklopfen, als sie am andern Tag in's Schloß gingen, Marie im blauen Kleidchen und Robert im schwarzen Sammtrock; aber schön war's doch, wie sie in den Hof kamen und ein Bedienter sie gleich die Schloßtreppe hinauf führte; oben kam ihnen sogar



der Lord selbst entgegen. Robert hatte seither noch ein trotziges Gesicht gemacht, vor dem Lord aber hatte er doch Respekt und zog recht tief sein Käppchen ab. Der alte Herr führte sie in ein schönes Zimmer, da saß Lady Helene in einem schneeweißen Mouffelin Kleid mit einer blauseidenen Schärpe: „hier sind deine Gäste, Helene,“ sagte der Vater, „sorge, daß sie gern bei dir sind.“

Lady Helene war freundlicher, als die Kinder gedacht, aber immer etwas vornehm, nicht wie ein Kind mit Kindern ist, und sie war doch erst zwölf Jahr alt! Sie führte ihre jungen Gäste in ein andres Zimmer, da waren die allerschönsten Spielsachen, die man sich nur denken konnte: Legspiele und kunstreiche Bauhölzchen, aus denen man ganze Schlösser und Kirchen bauen konnte, prachtvolle Bilderbücher und was für Puppen! Puppen, die schlafen konnten, und eine konnte gar gehen, konnte ihr Schürzchen aufheben und Papa sagen und Mama. So hatte Marie noch nichts gesehen! Auch ein ganzes Puppenhaus, und dieses wundervolle Puppenbett, mit seidner Decke und einem Vorhang von Flor! „Ich spiele schon lang nicht mehr damit,“ sagte Lady Helene, die sich doch freute, daß die kleine Marie so entzückt war, „meine Kammerfrau hält nur die Sachen noch in Ordnung, weil sie so kostbar sind; die Ghepuppe hat hundert Gulden gekostet.“ Hundert Gulden! das kam Marie ein ganzer Reichtum vor, sie konnte fast nicht loskommen und wagte doch nicht recht, mit den Prachtpuppen zu spielen, Robert, der steckte ganz in den schönen Bilderbüchern; — jetzt aber befahl Lady Helene: „kommt nur, wir wollen im Garten Chokolade trinken!“ Das ließen sich die Kinder nun freilich gefallen, es war gar schön auf dem Balkon eines prächtigen Gartenhauses hoch oben im Garten, wo Kuchen stand in silbernen Körbchen, die Chokolade zu trinken aus weißen Tassen mit Blumen bemalt; aber so recht schmeckte es ihnen doch nicht, nicht so gut, wie ihr Besperbrod daheim; Lady Helene war doch stolz, auch wenn sie freundlich sein wollte.

„Papa sagt, ich soll mit euch spielen,“ sagte Helene, als sie getrunken hatten, „kommt nun, ich bin die Königin, im Gartenhaus hier ist mein Schloß; du da bist mein Stallmeister, Robert heißt du, glaub' ich, und du, Marie, bist meine Kammerfrau. Stallmeister! gehn Sie hinauf und befehlen Sie, daß man mein Pferd sattelt; du, Kammerfrau, geh in den Garten hinab und bring' mir blaue Blumen zu einem Kranz,“ und recht vornehm befehlend streckte die kleine Königin ihre schneeweißen Händchen aus.

Der Herr Stallmeister ging, der kam aber nicht wieder, er blieb oben bei den Stallknechten, die ihm die schönen Pferde zeigten und ihn ein Bißchen reiten ließen: das gefiel ihm besser, als mit dem hochmüthigen Fräulein spielen. Die kleine Kammerfrau aber that geduldig alles, was ihr die stolze Königin befahl, die sie überall herumjagte mit allerlei Befehlen.

Von den blauen Blumen hatte sich Helene einen Kranz gewunden, „das ist meine Krone,“ sagte sie und setzte ihn auf, „und das mein Scepter,“ und sie nahm eine lange Pfauenseber in die Hand, „setz' dich da auf das Geländer am Balkon, das ist mein Thron und du kniest nieder, du bist jetzt mein Volk, und mußt mir hulbigen.“



„Ich kniee nicht nieder,“ sagte Marie, „und du mußt auch nicht auf den Balkon steigen, das ist ja so hoch, du könntest furchtbar fallen.“

„Mir befehlt niemand,“ sagte Lady Helene stolz, „die alte Gouvernante ist fort und noch keine neue da, und Papa ist auch ausgegangen; von einem kleinen Pfarrersmädchen lasse ich mir gar nicht befehlen. Und sie schwang sich leicht auf das Geländer; da stand sie hoch oben, wie eine Königin, der Wind blähte ihr weißes Kleid auf, wie eine Wolke. „Knie nieder!“ befahl sie Marie wieder, „ich bin die Königin!“

„Ich kniee nicht,“ sagte Marie, die sonst schüchtern und gefällig war, „auch nicht im Spiel; Papa hat gesagt, knieen darf man nur vor dem lieben Gott.“

„Helene!“ rief es da plötzlich in großem Schrecken; es war ihr Vater, der eben in den Garten kam. Helene erschraf, wollte herunter hüpfen, aber sie glitschte aus und stürzte rücklings hinunter: man hörte einen furchtbaren Schrei von Vater und Kind. Der alte Herr konnte sich nicht von der Stelle bewegen vor Schrecken; Marie rief Leute herbei, blutig und bleich wie der Tod wurde Lady Helene heraufgetragen, das prächtige weiße Kleid voll Staub und Blut; sie lebte noch, man hörte sie stöhnen und ächzen. „Mein Kind, mein Kind, mein einziges Kind!“ jammerte der arme Vater; alles eilte herbei; Marie sah, daß sie da nichts helfen konnte, und still und traurig zog sie mit ihrem Robert heim.

### Die kranke Helene.

Es ist gar lange angestanden, bis Marie wieder in's Schloß kam. Lady Helene war nicht gestorben an dem Fall; aber so oft Marie auf dem Weg in die Schule nach ihr fragte im Schloß, sagten die Leute allemal: „sie ist noch sehr krank.“ Einmal ließ man Mariens Vater bitten, daß er das kranke Fräulein besuche. Er ging öfters hin und kam immer traurig wieder; einmal, als er aus dem Schloß kam, sagte er: „Marie, du sollst morgen Lady Helene besuchen.“

„Ist sie gesund?“ fragte Marie.

„O nein,“ sagte der Vater und schüttelte betrübt den Kopf, „ich fürchte, sie wird gar nicht mehr gesund. Ihr Fuß war zweimal gebrochen von dem Fall, sie wird nicht mehr gehen können, auch sonst ist sie krank, doch trägt man sie jetzt wieder auf den Sopha. Geh nur und sei recht freundlich mit ihr.“ „O, ich will ihr alles zu lieb thun,“ sagte Mariechen weinend, „und wenn sie noch so stolz ist!“

„Sie ist nicht mehr stolz,“ sagte der Vater leise, „der liebe Gott hat bei ihr eingelehrt.“ Marie verstand das nicht recht.

Es war nicht mehr das schöne stolze Fräulein, das Marie gesehen hatte im purpurrothen Reizekleid, oder hoch auf dem Balkon in schimmernd weißem Gewand. Ganz blaß mit schmalem Gesichtchen lag sie auf dem Sopha, in weiche Kissen gebettet, aber sie streckte Marien so freundlich ihre



schmale bleiche Hand entgegen: „grüß dich Gott, liebe Marie,“ sagte sie; „das ist schön, daß du zu mir kommst.“ Marie weinte, sie konnte nicht anders, es war gar zu traurig. „Mußt nicht weinen,“ sagte Helene leise; „liebe Marie, es geht mir jetzt besser, als wie ich gesund gewesen. Ich weiß es nun, ich habe ein stolzes Herz gehabt, es sollte alles nach meinem Willen gehen und ich bin doch nie recht froh gewesen. Jetzt will ich, wie der liebe Gott will und ich bin fröhlich im Herzen. Gib acht, wenn ich gesund werde, dann will ich gut gegen euch sein, daß ihr mich auch lieb haben könnt. Komm, willst du mir ein wenig vorlesen?“ Mariechen konnte zuerst fast nicht vor Weinen, aber es ging doch, und sie freute sich, daß ihr die Kranke gern zuhörte. Von da an kam sie fast jeden Tag nach der Schule zu der kranken Helene. Sie hatte sie jetzt so lieb, nun sie so sanft und freundlich war, sie hätte ihr alles auf der Welt zu lieb thun können.

Aber auch Helene dachte jetzt an alles, was Andere freuen könnte. „Sag doch deinem Robert, daß er kommt,“ bat sie; „ich weiß, er hat Freude am Reiten, und mein armes Pferdchen steht so allein im Stall. Unser Knecht soll es ihn lehren, dann kann er reiten nach Herzenslust, nur darf er mein Pferdchen nicht plagen.“

Das war nun freilich eine Freude für Robert; er ritt aber ganz leise und suchte am Fenster des kranken Fräuleins vorüber und brachte ihr wo er konnte eine schöne Blume, frisches grünes Waldblaub oder einen Zweig mit frischen Beeren mit.

Es war im Frühling gewesen, wo kaum die Bäume grün werden, als die Kinder zum erstenmal in's Schloß gekommen, nun war's mitten im Sommer, so schöne warme Zeit, daß man die arme Helene fast jeden Tag in den Garten trug und sie auf einer Ruhbank in weichen Kissen bettete; es war da ein schöner Sitz und standen allerlei grüne Bäume gegenüber, das that ihren Augen so wohl. Marie saß dann mit ihrer Arbeit auf einem Schemel neben ihr; Helene war jetzt nicht mehr die Königin und sie die Kammerfrau; aber o wie gern that ihr Marie all die kleinen Dienste, die jetzt die Kranke brauchte; auch Robert kam bisweilen und las ihr eine schöne Geschichte vor; die Kranke hörte es gern, nur schrie Robert oft so gar laut, aus lauter Eifer, es gut zu machen.

„Marie,“ sagte einmal Helene, als die beiden Mädchen allein waren, „liebe Marie, ich weiß jetzt wohl, wie ich gegen all die Kinder vom Dorf stolz gewesen bin und hochfahrend, ich möchte so gern, daß sie auch freundlich an mich denken, weißt du nicht, was ich ihnen zur Freude thun könnte?“

„Mama hat mir erzählt,“ sagte Marie, „daß die Gräfin auf dem Gut, wo Mama's Vater war, zu Weihnachten alle armen Kinder vom Dorf kommen ließ und ihnen einen Baum mit Lichtern anzündete und Jedem ein kleines Geschenk gab; sie hatten dort noch keinen Christbaum gesehen. Das kannst du ja auch zu Weihnachten, Helene.“

Helene schüttelte leise den Kopf; „zu Weihnachten, das ist lang, ich darf vielleicht meinen Christtag im Himmel feiern. „Aber siehst du,“ sagte sie, „unter den Bäumen da ist ja ein Tannenbäumchen, das könnte man schön auspuzen, wie am Christtag, mit Lichtern freilich nicht, weil ich Abends nicht herunter darf, aber sonst mit schönen Sachen, und wenn's auch nicht Christtag ist, der



liebe Heiland ist ja immer bei uns! Und Frau Ellis, — das war die Haushälterin, — könnte mir die Sachen kaufen; du und Robert könnt sie an dem Bäumchen aufhängen, und dein Papa weiß, wie viel Kinder im Dörfchen sind; o, das wäre so schön!"

Das bleiche Gesicht der kranken Helene war ganz roth geworden vor Eifer, und ihre Augen glänzten, wie lange nicht mehr. Als ihr Vater kam, mußte er auch von dem schönen Plan mit dem Sommerchristbaum hören, und was hätte er nicht alles seinem einzigen kranken Kinde zu liebe gethan!

### Der Christbaum im Sommer.

Das war eine gar geschäftige Zeit, bis alle die kleinen Geschenke für die vielen Kinder besorgt waren! Frau Ellis mußte zweimal in die Stadt reisen und einkaufen, und Helene war glücklich, wenn ihr ganzes Bett bedeckt war mit all den schönen Sachen; sie selber hätte freilich nicht gewußt, was die Kinder vom Dorf brauchen können; sie wollte keine Spitzenkrägchen für die Mädchen und sassianene Briestaschen für die Buben; aber sie ließ sich's recht gern gefallen, als Mariens Mutter ihr sagte, daß das nicht tauge für Dorfkinder; sie war nicht mehr eigenwillig.

An einem ganz schönen, klaren Sommerabend durften nun all die kleineren Kinder vom Dörfchen heraufkommen in den Schloßgarten, es waren mehr als dreißig; ganz leise und schüchtern trippelten sie durch den Schloßhof in den Garten; man hatte ihnen wohl gesagt, daß das schöne stolze Fräulein nun krank sei und daß sie ihnen gerne eine Freude machen wolle, aber sie konnten das nicht so recht glauben und war ihnen Allen etwas bang. Pfarrers Marie führte sie herein, vor der fürchteten sie sich gar nicht.

Sie waren nie zuvor in dem schönen Schloßgarten gewesen und schauten verwundert um nach den prächtigen Nelken, den weißen und rothen Lilien, die da blühten. Nun kamen sie auf einen freien Platz; in einer offenen Laube lag ganz unter seidnen Decken Lady Helene, schneeweiß und bleich, aber so freundlich, wie sie sie nie gesehen, sie kam ihnen fast schon wie ein Engel vor.

Helene wollte mit ihnen sprechen, aber ihre Stimme war zu schwach; der alte Lord stand neben ihr und sagte: „Liebe Kinder, meine Tochter möchte euch gern eine Freude machen. . ." er konnte nicht weiter sprechen, er hätte weinen müssen.

Jetzt erst wandten sich die Kinder weg von dem kranken Fräulein und sahen den wunderbaren Tannenbaum; ja, so hatten sie freilich noch kein Bäumchen gesehen! da hingen ja alle mögliche schöne Sachen: hübsche Schürzchen, Häubchen und Halstücher für die Mädchen, Mützen, Westchen, farbige Hosenträger für die Knaben, schön eingebundene Büchlein, Schreibhefte, Federbüchsen, Bälle, Puppen, — ach, was waren da für Herrlichkeiten! So schönes hatten die Kinder aus dem armen Dörfchen nie erlebt, sie konnten auch gar nicht glauben, daß das ihnen gehören sollte; erst als Robert, der die Sachen an den Baum geknüpft hatte, lustig rief: „da, kommt und schüttelt!" wagten es zwei der fecksten Knaben, hinzugehen und zu rütteln am Bäumchen und sie hoben im Jubel zwei schöne, bunte Schreibhefte auf, die hinunter gefallen waren.



Aber schütteln wäre gefährlich gewesen, da hätten gar leicht die Puppen ihre Näschchen zer-  
schlagen und andre schöne Sachen verdorben werden können, so machte denn Robert mit den zwei  
kecken Dorfbuben nach und nach alles los vom Baum, Marie legte es in ein Körbchen und brachte  
es zu Helene, neben der Frau Ellis saß, die es vertheilen half.

Da durften denn alle die Kinder von dem Fräulein ihren Antheil holen; sie waren schüchtern  
und konnten nicht mehr sagen als: „danke Fräulein,“ aber Helene sah ihre fröhlichen Gesichtchen  
und glänzenden Augen, und wie sie draußen waren, da hörte man sie laut jubeln: „o du, ich hab'  
was Schön's!“ „und mein's ist das Allerschönste!“ „aber die ist brav!“ Helene legte sich zurück,  
weil sie müde war, aber sie schaute ihren Vater so glücklich an und sagte: „o Papa, ich danke  
dir!“ Der war sehr betrübt, er hatte ja sein Kind immer geliebt; aber nun sie so sanft und  
geduldig war, da hatte er sie unaussprechlich lieb und hätte sie so gern behalten, aber er wußte,  
daß sie der liebe Gott noch viel lieber hatte, wenn er sie so früh schon heimnehmen wollte in seinen  
schönen Himmel.

Im ganzen Dorf war Freude, daß das gute Fräulein die Kinder so glücklich gemacht hatte;  
den Leuten that's leid, daß sie ihr selbst nicht mehr danken konnten, denn Helene wurde immer  
schwächer. Aber sie blieb geduldig und fröhlichen Herzens, sie wußte, daß ihr Gott verziehen habe  
sie fühlte, daß Gott und gute Menschen sie nun lieb hatten, und je größer oft ihre Schmerzen waren  
desto mehr freute sie sich auf den Himmel, wo es gar keine Schmerzen mehr givt.

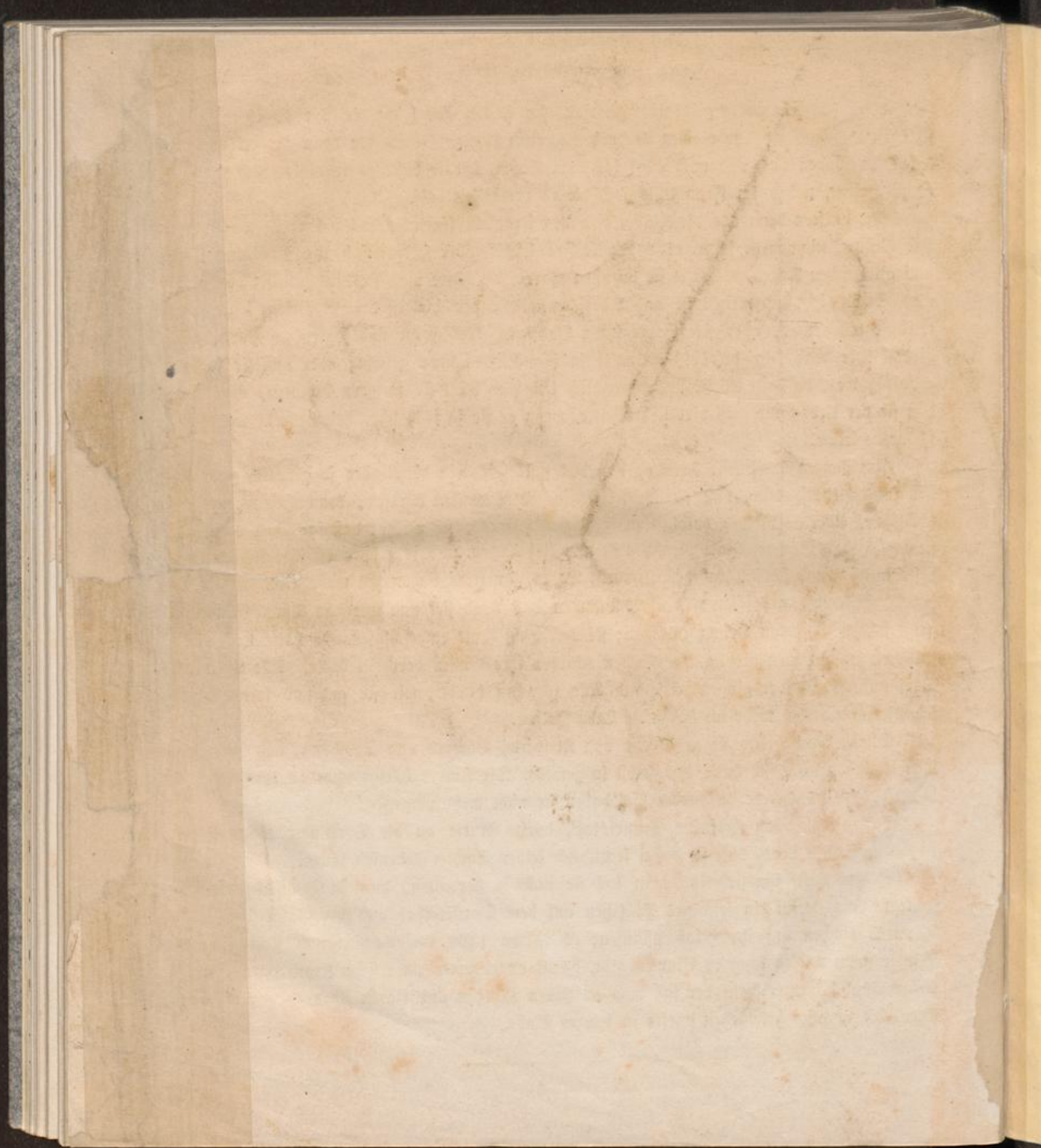
Im Herbst, als schon von allen Bäumen das Laub fiel und nur das Tannenbäumchen noch  
grün stand, trug man Helene zu Grab; sie war ganz sanft eingeschlafen und hatte noch viel seliger  
gelächelt im Sterben als da, wo sie den Kindern ihre Gaben vertheilt hatte. Alle Leute aus dem  
Dorf und alle Kinder gingen mit, und Alle sprachen davon, wie sie gut und freundlich gewesen  
sei, niemand dachte mehr an die stolze Lady Helene.

Alles, was Helene eigen gehabt von Kleidern, Büchern und Spielzeug, das gab ihr Vater  
Robert und Marie, sie hatte das selbst so gewollt. Die Kinder hätten nicht all der schönen Sachen  
bedurft, um an Helene zu denken, sie haben sie nicht mehr vergessen.

Jedes Jahr, an Helenens Geburtstag, durfte Marie an die Dorfkinder kleine Gaben ver-  
theilen von dem Lord, daß sie dabei freundlich seiner Tochter gedenken sollen.

Helene hatte ihn gebeten, man soll sie nicht in der alten, dunkeln Familiengruft begraben  
so legte man sie an ein sonniges Plätzchen auf dem Dorfkirchhof und der Vater ließ das grüne  
Tannenbäumchen auf ihr Grab pflanzen; es ist da schön angewachsen und steht Sommer und  
Winter grün und so lang es Blumen gibt, hängt auch immer ein frischer Kranz daran. Es ist ein  
kleine Bank darunter, auf der sah man an stillen Morgen und klaren Abenden gar oft den Vater  
sitzen, bis er auch heimgehen durfte zu seinem Kinde.

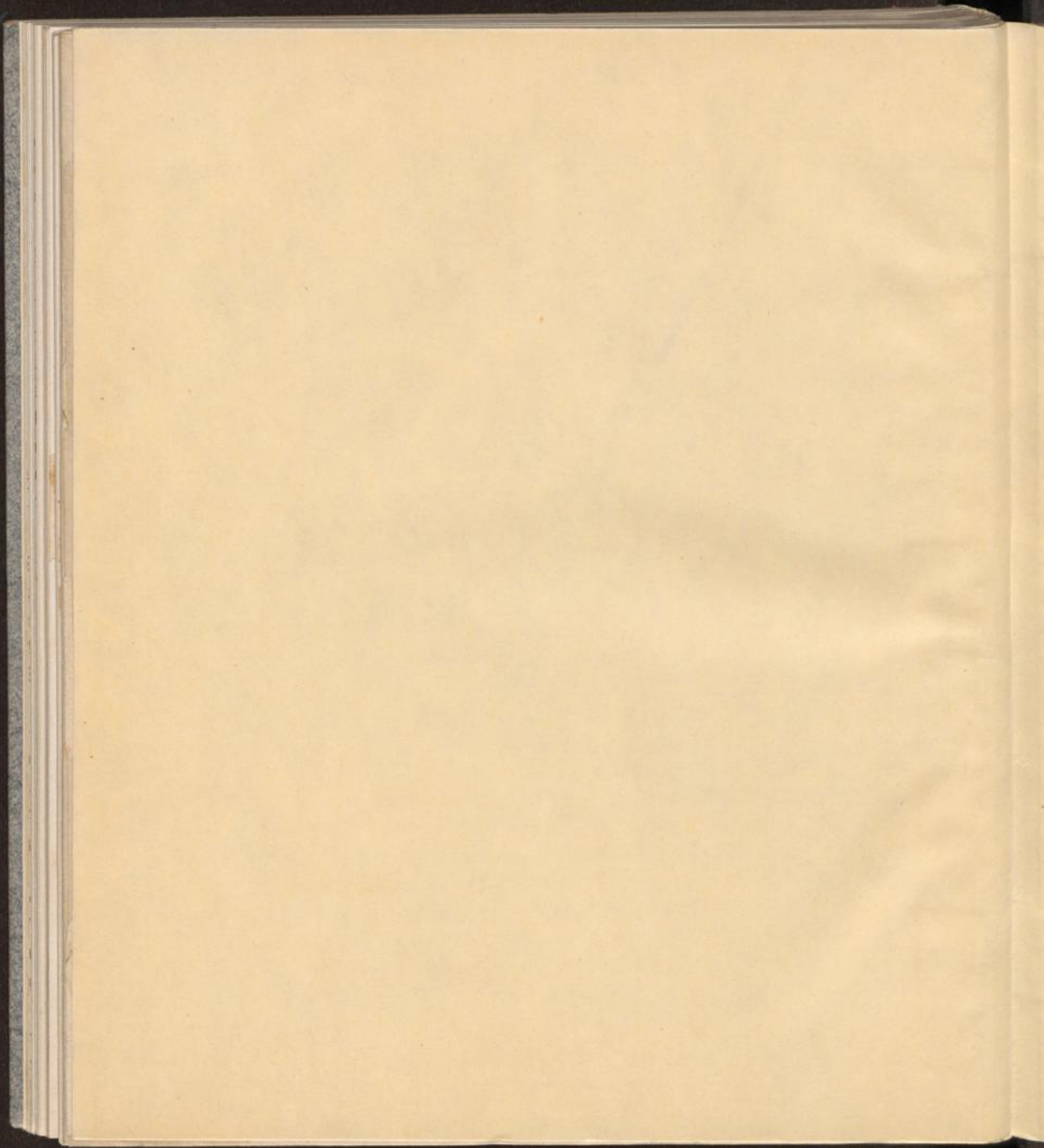














Sr



